This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NFG
Lessing

NFG

466

Gotthold Ephraim Leſſing's

ſämmtliche Schriften.

Zwölfter Theil.

Zweyte Auflage:
Mit Zuſätzen des Herrn Hofrath Eſchenburg vermehrt.

Berlin, 1808.
Bey Friedrich Nicolai.

Artiſtiſche
und
Antiquariſche Schriften.

(Fortſetzung.)

Briefe,
antiquarischen Inhalts:

Zweyter Theil.
(Fortsetzung.)

Vier und vierzigster Brief.

Und nun die Anmerkung, welche ich sonst über die in meinem Vorigen angeführte Stelle des Herrn Lippert zu machen habe.

Also einen doppelten Nutzen hatten die schildförmigen Steine? Einmal den, den Herr Klotz so lächerlich mißverstanden? und zweytens den, daß unter dem hohen Rande, welchen die Convexität bey dem Abdrucke im Wachse zurückließ, die Figur gleichsam gesichert lag, und sich nicht so leicht drücken konnte? Aber nur diesen doppelten Nutzen hatten sie?

Es befremdet mich ein wenig, daß Herr Lippert einen dritten vergessen, der vielleicht der wesentlichste war. Wenigstens hat ihn Natter dafür erkannt, und ihm auf seiner ersten Tafel ausdrücklich zwey Figuren gewidmet. Er besteht darin, daß bey einem convexen Steine der Raum zwischen dem Werkzeuge und dem Rande des Steines größer ist, als bey einem platten, und jenes folglich in den convexen Stein weiter eindringen und einen tiefern Schnitt verrichten kann *), als ihm in den platten zu verrichten

*) Nro. 9. Ceci représente une pierre à surface convexe, avec un Outil que l'on y applique, & c'est pour montrer l'avantage qu'il y a de travailler ces sortes de pierres; car l'espace qui se trouve entre la pierre & l'Outil étant plus considerable dans une pierre convexe, que dans une pierre plate, il arrive de-là que l'Outil peut penetrer plus avant, & faire une gravure plus profonde dans la pierre convexe que dans l'autre. Voyez le No. 10, ou le même Outil touche bien plûtot aux bords de la pierre plate.

möglich wäre, ohne den Stein ſchief zu wenden, wodurch das Werkzeug zwar weiter eindringet, aber mit einem Sotto Squadro, der dem Abdrucke nachtheilig wird. Nur daher läßt ſich denn auch behaupten, „daß die ſchildförmigen Steine zur Abwechſelung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequemer ſind,“ als die platten; in ſo fern ſie es nehmlich gewiſſen Werkzeugen erleichtern, gegen die Mitte tiefer einzudringen, als ſie wohl auf den platten eindringen können. Doch muß auch der Künſtler ſeine Figuren nach dieſer Bequemlichkeit einrichten; er muß ſie ſo wählen oder ordnen, daß ſie ihr höchſtes Relief gegen die Mitte bedürfen. Denn wählt oder ordnet er ſie anders, bedürfen ſie ihr höchſtes Relief mehr gegen den Rand: ſo iſt ihm die Convexität des Steines gerade mehr nachtheilig, als vortheilhaft. Ueberhaupt läßt ſich von der Vorzüglichkeit dieſer oder jener Art der Fläche nichts Allgemeines behaupten. Nach Beſchaffenheit der Figur, die darauf kommen ſoll, iſt bald dieſe bald jene zuträglicher; und eben ſo gut, als Herr Klotz be-

auf dieſes concavi, nicht aber auf iidem gehe, und der Sinn dieſer ſey, daß nicht alle Smaragde überhaupt, ſondern nur die concav geſchliffenen zu ſchneiden verboten geweſen *).

*) In ſeiner Anmerkung über die Worte des Solinus: Nec aliam ob cauſam placuit ut non ſcalperentur (Smaragdi.) ne offenſum decus, imaginum lacunis corrumperetur. Ich ſetze ſie ganz her, aus einer Urſache, die ſich gleich zeigen wird. De concavis hoc tantum dicit Plinius: *Iidem plerumque & concavi, ut viſum colligant, quapropter decreto hominum iis parcitur ſcalpi vetitis.* Qui concavi ſunt, quod viſum colligant; & colligendo magis aclem recreent & juvent, ideo tales non ſcalpi placere. At noſter in univerſum ſmaragdos ſcalpi non ſolitos idcirco facit, ne oſtenſum decus imaginum, ſcalpturae cavis corrumperetur. Quaſi ad hoc tantum expetiti fuerint ſmaragdi olim, ut imaginis redderent, quod ſpecula melius faciunt. Praeterea, qui concavi ſunt, imagines non recte reddunt, ſed quorum planities extenta & reſupina, ut idem Plinius oſtendit. Haec igitur ex aeque

Doch nicht zu gedenken, daß dem iis ſonach Gewalt geſchieht, wenn man es auf das

& a veritate & Plinii mente diſceduni. Hier iſt ein klares Exempel, daß Salmaſius dem armen Solinus auch manchmal zu viel thut! Solinus ſagt: ne offenſum decus, imaginum lacunis corumperetur, und ſo ließ Salmaſius ſelbſt den Text des Solinus abdrucken. In der Anmerkung aber nimmt er an, als ob das Komma zwiſchen decus und imaginum erſt nach imaginum ſtehe, und man leſen müſſe: ne off nſum decus imaginum, lacunis corrumperetur. Solinus wollte ſagen, man habe die Smaragde darum nicht geſchnitten, damit ihr wohlthätiger Glanz nicht durch die Vertiefungen der darin gearbeiteten Bilder verdorben werde. Salmaſius aber läßt ihn ſagen, „damit die ſich in ihnen ſpiegelnden Bilder der vorſtehenden Objekte nicht durch die Vertiefungen des Schnittes vereitelt würden.“ Und mit welchem Rechte läßt er ihn das ſagen? Wenn Solinus ja einen falſchen Begriff von der Spieglung auf concaver Fläche gehabt: ſo verdient er den Tadel deswe-

haupten können, daß die schildförmige Fläche zur Abwechselung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequem sey, eben so gut kann man auch behaupten, daß sie nicht minder bequem sey, eine Figur durchaus flach darauf zu schneiden, ohne daß darum alle Theile dieser Figur gleich nahe oder gleich weit entfernt zu seyn scheinen. Ich will ein ganz einfältiges Exempel geben, welches beyde Fälle erläutern kann. Man nehme an, es solle ein runder bauchichter Schild mitten auf einen sphärisch convexen Stein geschnitten werden. So wie man verlangt, daß sich dieser Schild auf diesem Steine zeigen soll, ob auch von seiner convexen oder von seiner concaven Seite; so wird auch der convexe Stein sich bald mehr, bald weniger dazu schicken. Soll der Schild seine convexe Seite zeigen, so ist es klar, daß der Künstler aus dem convexen Steine den Umbo des Schildes so tief herausholen kann, als er nur will, ob schon auch mit viel unnöthiger Arbeit mehr, als er auf einem platten Steine haben würde. Soll der Schild hingegen seine concave Seite zeigen,

so ist es eben so klar, daß er den ganzen Schild, wenn er will, ziemlich gleich flach schneiden und doch mit aller Täuschung vollenden kann, indem der höchste Punkt des Steines im Abdrucke den tiefsten Punkt des concaven Schildes von selbst giebt. —

Das freyere Spiel indeß, welches die Werkzeuge bey einem converen Steine haben, erinnert mich wieder an das Vorgeben des Salmasius, welches ich in meinem fünf und zwanzigsten Briefe berührte *). Weil auch Salmasius die Nachricht des Plinius, daß man sich ehedem enthalten, die Smaragde zu schneiden, nicht so recht wahrscheinlich fand; so glaubte er den Plinius dadurch zu retten, daß er annahm, es müsse diese Nachricht nur von einer gewissen Art der Smaragde verstanden werden. Da nehmlich vor den Worten, quapropter decreto hominum iis parcitur scalpi vetitis, gleich vorhergeht: iidem plerumque & concavi, ut visum colligant; so will er, daß jenes iis

*) Theil XI. S. 190.

auf dieses concavi, nicht aber auf iidem gehe, und der Sinn dieser sey, daß nicht alle Smaragde überhaupt, sondern nur die concav geschliffenen zu schneiden verboten gewesen *).

*) In seiner Anmerkung über die Worte des Solinus: Nec aliam ob causam placuit ut non scalperentur (Smaragdi.) ne offensum decus, imaginum lacunis corrumperetur. Ich setze sie ganz her, aus einer Ursache, die sich gleich zeigen wird. De concavis hoc tantum dicit Plinius: *Iidem plerumque & concavi, ut visum colligant, quapropter decreto hominum ius parcitur scalpi vetitis.* Qui concavi sunt, quod visum colligant; & colligendo magis aclem recreent & juvent, ideo tales non scalpi placere. At noster in universum smaragdos scalpi non solitos idcirco facit, ne ostensum decus imaginum, scalpturae cavis corrumperetur. Quasi ad hoc tantum expetiti fuerint smaragdi olim, ut imaginis redderent, quod specula melius faciunt. Praeterea, qui concavi sunt, imagines non recte reddunt, sed quorum planities extenta & resupina, ut idem Plinius ostendit. Haec igitur ex aeque

Doch nicht zu gedenken, daß dem iis ſonach Gewalt geſchieht, wenn man es auf das

& a veritate & Plinii mente diſceduni. Hier iſt ein klares Exempel, daß Salmaſius dem armen Solinus auch manchmal zu viel thut! Solinus ſagt: ne offenſum decus, imaginum lacunis corumperetur, und ſo ließ Salmaſius ſelbſt den Text des Solinus abdrucken. In der Anmerkung aber nimmt er an, als ob das Komma zwiſchen decus und imaginum erſt nach imaginum ſtehe, und man leſen müſſe: ne off nſum decus imaginum, lacunis corumperetur. Solinus wollte ſagen, man habe die Smaragde darum nicht geſchnitten, damit ihr wohlthätiger Glanz nicht durch die Vertiefungen der darin gearbeiteten Bilder verdorben werde. Salmaſius aber läßt ihn ſagen, „damit die ſich in ihnen ſpiegelnden Bilder der vorſtehenden Objekte nicht durch die Vertiefungen des Schnittes vereitelt würden.“ Und mit welchem Rechte läßt er ihn das ſagen? Wenn Solinus ja einen falſchen Begriff von der Spieglung auf concaver Fläche gehabt: ſo verdient er den Tadel deswe-

nächststehende Subjekt ziehet; auch ohne zu wiederholen, daß ich aus einer Parallelstelle des Plinius unwiderſprechlich gezeigt habe, daß das ſtreitige Verbot von den Smaragden überhaupt zu nehmen ſey: will ich hier bloß auf den Widerſpruch, der in der Sache ſelbſt liegt, beſtehen. So bequem die convexen Steine zum Schneiden ſind, ſo unbequem müſſen nothwendig, aus der nehmlichen Urſache, die concaven dazu ſeyn. Je weiter an jenen die Werkzeuge von dem Rande des Steines bleiben, deſto geſchwinder nahen ſie ſich ihm an dieſen, und der Künſtler iſt alle Augenblicke genöthigt, um das Anſtoßen zu vermeiden, den Stein zu wenden, und das Werkzeug mit einem Sotto Squadro hineingehen zu laſſen. Endlich: ſind es denn nur die concaven Smaragde, welche die Alten, weil es Smaragde waren, überhaupt zu reden,

gen doch erſt in dem Folgenden, wo er ſagt: cum concavi ſunt, inſpectantium facies aemulantur, nicht aber hier, wo er von den Smaragden überhaupt, und nicht von den concav geſchliffenen insbeſondere, redet.

ungeſchnitten gelaſſen? In was für concave Gemmen haben ſie denn ſonſt zu ſchneiden, großes Belieben getragen?

Denn ich will eben nicht ſagen, daß es durchaus ganz und gar keine geſchnittene Steine von concaver Fläche gegeben. Es giebt deren noch. Von einigen habe ich, — wenn ich mich recht erinnere, — irgendwo bey dem Vettori geleſen, und ein Paar habe ich ſelbſt vor mir, da ich dieſes ſchreibe. Aber das kann ich ſagen daß ſie äußerſt ſelten ſind, und allem Anſehen nach bloß das Werk der Armuth oder des Eigenſinnes geweſen. Folglich konnte die Beſorgniß, daß man die theuerſte Art eines ſo theuern Steines, als der Smaragd war, allzu häufig durch den Schnitt verderben würde, auch nicht ſo groß ſeyn, daß man ihr mit einem ausdrücklichen Geſetze hätte vorbauen müſſen.

Fünf und vierzigster Brief.

Aber eben dieser Vettori hat in der nehmlichen Stelle des Plinius noch etwas ganz anders gefunden. Spuren des Vergrößerungsglases.

Denn da er selbst verschiedene alte geschnittene Steine von so außerordentlicher Kleinheit besaß, daß man mit bloßen Augen nur kaum erkennen konnte, daß sie geschnitten wären, aber durchaus nichts darauf zu unterscheiden vermochte *): so meinte er, daß sich dergleichen Steine auch nicht wohl, mit bloßen Augen gearbeitet

*) Differt. Glyptogr. p. 107. Exstant in Museo Victorio gemmae aliquae ita parvulae, ut lenticulae granum illis duplo majus sit; & tamen in iis vel semiexstantes figurae, vel incisae pariter spectantur; opera in area tam parvula sane, admirando, quas oculo nudo vix incisas esse judicaveris.

zu seyn, denken ließen. Manni hatte schon geurtheilet, daß man den Alten das Vergrößerungsglas, oder so etwas ähnliches, nicht ganz absprechen könne: er hatte sich besonders auf die mit Wasser gefüllte gläserne Kugel, deren Seneca gedenkt, gestützet! und Vettori glaubte, durch das, was Plinius von den Smaragden sagt, iidem plerumque & concavi, ut visum colligant, diese Meinung noch mehr bestätigen zu können. Igitur, sagt er, si concavi plerumque erant apud veteres Smaragdi, ut facile visum colligere possent, sane non nisi arte optica illam cavitatem induissent, quam artem ideo perfecte sciviſſe praesumendum videtur. Et Neronis Smaragdum quo ludos gladiatorios spectare consueverat pari argumento, *concavum* fuisse, licet arguere.

Aber Vettori muß wenig von der Wissenschaft verstanden haben, von der er glaubt, daß die Alten sie so vollkommen ausgeübt. Sonst hätte er ja wohl gewußt, daß durch eine concave Fläche die Dinge kleiner, und nicht größer er-

scheinen; und daß aller Vortheil, den Hohlgläser den Augen verschaffen, nur für kurzsichtige Augen ist, für die sie die Stralen auf eine gemäßere Art brechen. Diese Brechung aber, wenn es auch wahr wäre, daß die Alten sie gekannt hätten, würde durch visum colligere gerade nicht ausgedrückt seyn; sondern visum colligere würde sich eher von der Brechung der Stralen durch convexe Gläser sagen lassen. Denn der Presbyte, der sich convexer Gläser bedient, bedient sich ihrer nur deswegen, damit die Stralen, welche in seinem Auge zu sehr zerstreut sind, mehr gebrochen und dadurch eher an dem gehörigen Orte zusammen gebracht werden, welches denn wohl visum colligere heißen möchte. Der Myops hingegen, der zu concaven Gläsern seine Zuflucht nimmt, nimmt sie nur deswegen dazu, weil die Stralen, welche in seinem Auge zu früh zusammen treffen, durch sie erst zerstreuet und sonach zu einer spätern Vereinigung an dem rechten Orte geschickt gemacht werden, welches gerade das Gegen-

theil von jenem iſt, und ſchwerlich auch viſum colligere heißen könnte.

Doch es iſt ausgemacht, daß die Alten von dieſem allen nichts gewußt haben, und die Worte des Plinius müſſen nicht von gebrochenen, ſondern von zurückgeworfenen Stralen verſtanden werden. Sie müſſen aus der Katoptrik, nicht aus der Dioptrik erkläret werden. In jener aber lernen wir, daß, da die von einer converen Fläche reflektirten Stralen divergiren, die von einer concaven hingegen convergiren, nothwendig die concave Fläche das ſtärkere Licht von ſich ſtralen muß. Und dieſe Verſtärkung des Lichts, wie folglich auch der Farbe, iſt es, was Plinius durch viſum colligere meint, und warum er ſagt, daß man die Smaragde meiſtens concav geſchliffen habe

Der Smaragd des Nero beweiſet nichts. Nero kann den Fechterſpielen durch einen Smaragd zugeſehen haben, und gleichwohl brauchte dieſer Smaragd weder concav noch conver geſchliffen zu ſeyn. Denn Plinius ſagt auch, daß

man die Smaragde ganz platt gehabt; und es kann ein solcher platter Smaragd gewesen seyn, dessen sich Nero als eines Conservativglases, vornehmlich wegen der dem Auge so zuträglichen grünen Farbe, bediente Man betrachte nur, wie die Worte bey dem Plinius auf einander folgen, und man wird nicht in Abrede seyn, daß dieses ihre natürlichste Erklärung ist. Iidem plerumque & concavi, ut visum colligant. Quapropter decreto hominum iis parcitur, scalpi vetitis. Quanquam Scythicorum Aegyptiorumque duritia tanta est, ut nequeant vulnerari. Quarum vero corpus extensum est, eadem, qua specula ratione supini imagines rerum reddunt. Nero princeps gladiatorum pugnas spectabat smaragdo. Wenn dieser Smaragd nothwendig zu einer von den vorerwähnten Classen müßte gehört haben, würde man ihn nicht weit eher zu denen, quorum corpus extensum est, als zu den concavis zählen dürfen? Doch Plinius hat ihn sicherlich weder zu diesen, noch zu jenen, in so fern sie als Spiegel zu brauchen waren, wollen

len gerechnet wissen. Denn ein platter Smaragd, der zum Spiegel dinet, kann eben daher unmöglich auch zum Durchsehen dienen.

Gesetzt aber, daß er wirklich eine sphärische Fläche gehabt hätte, dieser Smaragd des Nero; gesetzt, daß er dem Nero wirklich die Dienste eines sphärischen Augenglases gethan hätte, daß Nero deutlicher dadurch gesehen hätte, als mit bloßen Augen, ohne zu wissen, wie oder warum, auch wohl gar sich einbildend, daß das deutlichere Sehen lediglich dem Stoffe des Steines zuzuschreiben sey; das alles, sage ich, gesetzt: so kann ich, von einer andern Seite, gerade das Gegentheil von der Vermuthung des Vettori beweisen. Der Smaragd des Nero kann schlechterdings nicht concav, er muß convex geschliffen gewesen seyn: denn, mit einem Worte, Nero, war ein Presbyte. Sueton beschreibt ihn uns oculis caesiis & hebetioribus *), und Plinius sagt noch ausdrücklicher: Neroni,

*) Cap. 51.

nisi cum conniveret, ad prope admota (oculi) hebetes *).

Es würde mir schwerlich eingefallen seyn, einen so puren puten Antiquar, als Vettori, in solchen Dingen zu widerlegen, wenn ich nicht gefunden hätte, daß noch jetzt Herr Lippert in die Fußstapfen desselben getreten wäre. Auch Herr Lippert glaubt, sich für die Vergrößerungsgläser der Alten erklären zu dürfen; und zwar aus Wahrscheinlichkeiten, die im Grunde die nehmlichen sind, auf welche Vettori drang, nur daß er sie etwas richtiger entwickelt hat **).

„Noch eine Anmerkung, schreibt er ***); bey „den so subtilen Werken der alten Steinschnei„der, verdient hier einen Platz. Dieses so Fei„ne hat mehr denn ein scharf sehendes Auge er„fordert. Die Augen der Alten haben aber „deswegen nicht schärfer, als die unsrigen, ge-

*) Lib. XI. sect. 54. Edit. Hard.

**) S. die Zusätze des Herausg. XIX.

***) Vorbericht S. XXXV.

„sehen. Es ist also zu vermuthen, daß sie die „Augen, so wie es unsere heutigen Künstler „auch bey dem schärfsten Gesichte thun, manch„mal bewaffnet, und sich mit Vergrößerungs„gläsern und Brillen beholfen haben. Aber „diese verfertigen zu können, gehört zur Diop„trik. Daß aber die Dioptrik bey den Alten „im Gange gewesen, finde ich nicht, oder doch „nur eine kleine Muthmaßung. Ich weiß „wohl, daß Euklides, ungefähr dreyhundert „Jahr vor Christi Geburt, die Matheſis und „auch die Optik gelehret, und daß hernach aus „ihm Abazen und Vitellio ihre Grundsätze zur „Optik genommen; aber daß die Dioptrik be„sonders gelehrt worden, habe ich nirgends fin„den können. So viel könnte seyn, daß man „sie zur Optik mitgerechnet, weil man den Na„men Anaclastica einer Wissenschaft beyleget, „die zur Optik mitgerechnet worden, welche es „vermuthlich gewesen ist. Man hat aber viel „ältere rund geschliffene Steine, als Euklides „ist, und die ein Alter von mehr als dreytau„send Jahren zu erkennen geben. Es wäre

sonst wären ihm die entfernten Gegenstände, nach welchen er damit sah, eben so undeutlich geworden, als ihm die nahen für das bloße Auge waren. Sondern sie mußte platt seyn, diese Fläche, und die Stralen nach eben der Richtung durchlassen, nach welcher sie einfielen. Als ein platter durchsichtiger Körper aber, hatte der Smaragd des Nero mit den Brillengläsern nichts weiter gemein, als in so fern man auch die bloßen Conservativgläser Brillengläser nennen will, ob sie schon zur Schärfung des Gesichts nichts beytragen, von welcher gleichwohl die Rede ist. Ich finde, daß selbst Baccius, den Herr Lippert anführt, den Plinius nicht anders verstanden hat. Smaragdus, schreibt er, Neronis quoque gemma appellatur, quem gladiatorum pugnas Smaragdo tanquam speculo, spectasse ajunt: & mea quidem sententia, ut ejus aspectu oculorum recrearet aciem, qua ratione nos quoque crystallo, vitrisque viridibus, cum fructu utimur. Herr Lippert durfte also den

Baccius für seine Meinung eben so wenig anführen, als er ihn für das Factum selbst hätte anführen sollen. Nur hätte Baccius auch die Worte, tanquam speculo, weglassen müssen. Sie streiten mit dem Durchsehen schlechterdings; und auch Plinius, wie ich schon angemerkt, sagt nicht, daß der Gebrauch, den Nero von seinem Smaragde gemacht, der nehmliche gewesen, den man von dergleichen Steinen zu Spiegeln zu machen gepflegt. Er erwähnet dieses doppelten Gebrauchs nur gleich auf einander; aber einen durch den andern zu erklären, hat ihm unmöglich einkommen können. Wenn Baccius erkannte, daß Nero durch seinen Smaragd gesehen: so hätte er nicht sagen müssen, daß dieses tanquam speculo geschehen. Wollte er aber annehmen, daß Nero sich seines Smaragds tanquam speculo bedient habe: so mußte jenes wegfallen; denn er hatte sich den Stein, entweder als völlig undurchsichtig, oder wenigstens als auf der hintern Seite geblendet, zu denken.

2. Es würde wenig daran gelegen seyn, ob die Alten ihre dioptrischen Kenntnisse zugleich mit der Optik oder besonders, ob unter diesem oder unter einem andern Namen, gelehrt hätten; wenn man ihnen nur überhaupt dergleichen einräumen könnte. Und doch ist Herr Lippert auch darin falsch berichtet, daß sie eine eigene Wissenschaft unter dem Namen der Anaklastik gehabt. Wenn ich nicht irre, so ist dieser Name noch neuer, als selbst der Name Dioptrik: wenigstens ist gewiß, daß noch zu den Zeiten des Proklus, im fünften Jahrhunderte nach Christi Geburt, keine eigene Wissenschaft weder unter diesem, noch unter jenem Namen bekannt war. Die Alten wußten zwar, daß die Stralen, wenn sie durch Mittel von verschiedener Dichte gehen, eine ανακλασιν (Brechung) leiden; aber nach welchen Gesetzen diese Brechung geschehe, davon wußten sie schlechterdings nichts. Sie erklärten aus dieser Brechung überhaupt, so ungefähr einige wenige Erscheinungen der durch verschiedene natürliche Mittel gehenden Stralen: aber mit dem

künſtlichen Mittel des Glaſes hatten ſie keine Verſuche angeſtellt, und es blieb ein tiefes Geheimniß für ſie, wie ſich durch die verſchiedene Fläche dieſes künſtlichen Mittels, die Brechung in unſere Gewalt bringen laſſe *).

3. Doch Herr Lippert giebt die theoretiſchen Kenntniſſe der Alten hiervon endlich ſelbſt auf, und meint nur, daß ſie Vergrößerungsgläſer könnten gehabt haben, auch ohne daß ſolche nach den Regeln der Dioptrik verfertiget worden. Das iſt wahr: bediente man ſich doch in den neuern Zeiten der Brillen ſchon an die dreyhundert Jahre, ehe man eigentlich erklären konnte, wie ſie der Undeutlichkeit abhelfen **). Aber die bloße Möglichkeit beweiſet nichts; auch ſelbſt die Leichtigkeit, mit der dieſe Möglichkeit alle Augenblicke wirklich werden können, beweiſet nichts. Die leichteſten Entdeckungen, müſſen nicht eben die früheſten geweſen ſeyn. Im Grunde mochte dieſe Leichtigkeit auch wohl

*) S. Zuſ. XX.

**) S. Käſtners Lehrbegriff der Optik S. 366.

„nicht, das Glas zu schleifen, sie konnten es „nur in Kugeln blasen.“ Ich glaube nicht, daß diese Erklärung des de la Hire sehr befriedigend seyn könnte, falls auch schon die Sache, die sie erklären soll, ihre Richtigkeit hätte. Wenn die Alten, durch ihre gläserne Kugel von 6 Zoll, nach entfernten Gegenständen sahen, mußten sie nicht nähern vorbey sehen? und wie leicht konnte sich nicht ein Gegenstand gerade in der Entfernung finden, welche die Brennweite der Kugel erforderte? Wahrlich, es wäre ganz unbegreiflich, wenn eine solche Kugel niemals von ungefähr so gelegen hätte, niemals von ungefähr wäre so geführet und gehalten worden, daß das Auge einen Gegenstand durch sie, von ungefähr, eben da erblickt hätte, wo sie ihn nach Maßgebung ihres Diameters vergrößern kann. Es wäre unbegreiflich, sage ich; aber gut, daß wir diese Unbegreiflichkeit nicht zu glauben nöthig haben. Denn die Voraussetzung selbst ist falsch, und es finden sich allerdings Spuren, daß die Alten die Wirkung der gläsernen Kugel, zu vergrößern, eben so wohl ge-

kannt haben, als die, zu brennen. Was Spuren? Das ausdrückliche Zeugniß des Seneca*): Litterae quamvis minutae & obscurae, per vitream pilam aqua plenam majores clariores que cernuntur, dieſes, meine ich, iſt ja wohl mehr als Spur; und es iſt nur Schade, daß es Smith n ſo wohl als dem de la Hire unbekannt geblieben. Zwar hatte ſchon Petrarch, ohne Zweifel in Rückſicht auf dieſe Stelle des Seneca, dieſes Mittel, das Geſicht zu verſtärken, den Alten zugeſtanden! doch glaube ich, iſt unter den neuern Schriftſtellern Manni der erſte, der in ſeinem Traktate von Erfindung der Brillen, welcher erſt 1738 herauskam, als de la Hire und Smith ſchon geſchrieben hatten, ſich ausdrücklich darauf bezogen hat. Aber Manni war wohl der nicht, der uns zugleich erklären konnte, wie es gekommen, daß, ungeachtet dieſer Vergrößerungskugel, von welcher bis zu dem eigentlichen Vergrößerungsglaſe nur ſo ein kleiner Schritt zu ſeyn ſcheint, die Alten dennoch

*) Natural. quaeſt. lib. I. cap. 6.

tung der Vorsicht ist, daß sich gewisse Einsichten nicht eher als zu gewissen Zeiten entwickeln sollen: sondern sie thaten ihn darum nicht, weil sie, so zu reden, mit dem Rücken gegen das Ziel standen, und irgend ein Vorurtheil sie verleitete, nach diesem Ziele auf einer ganz falschen Seite zu sehen. Der Tag brach für sie an: aber sie suchten die aufgehende Sonne im Abend.

5. War sie nun einmal da, die gläserne Kugel des Seneca, durch welche man noch so kleine und unleserliche Buchstaben deutlicher und größer erblickte: warum hätte man sich ihrer nicht auch bey andern, wegen ihrer Kleinheit schwer zu unterscheidenden Gegenständen bedienen können? — Du Cange theilte dem Menage eine Stelle aus einem noch ungedruckten Gedichte des Procoprodomus mit, welcher um das Jahr 1150 lebte, wo es von den Aerzten des Kaisers Emanuel Commenus heißt:

Ἔχοντες, βλέπουσιν ἐνδυς, κρατοῦσι τὸν
σφυγμὸν τὲ
Θωρῶσι καὶ τὰ σκυβαλα μετὰ τὲ ὑέλιε —

„sie

„sie kommen, betrachten ihn starr, fühlen ihm „an den Puls, und beschauen die Auswürfe „mit dem Glase.“ Menage war Anfangs nicht ungeneigt, unter diesem Glase eine Brille oder sonst ein Vergrößerungsglas zu verstehen: endlich aber hielt er es für wahrscheinlicher, daß bloß ein Glas darunter verstanden werde, welches über das Gefäß, worin die Auswürfe waren, gelegt wurde, um den üblen Geruch abzuhalten. Molineux und Smith stimmen dieser Auslegung bey; und letzterer mit dem Zusatze, daß sonach die Stelle auch wohl nur bloß von der Besichtigung des Harnes zu erklären sey. Ja Manni selbst sagt *): „dies ist in der That „auch der wahre Verstand; wie man eben diese „Gewohnheit noch heutigen Tages an einigen „Orten findet: oder man müßte das Glas für „eine Art von lente erklären; wiewohl ich „zweifle, daß die Alten dergleichen Gläser ge-

*) Nach der deutschen Uebersetzung, in dem 7ten Theile des Allgemeinen Magazins. S. 9.

lich auch die Dinge vergrößert erblicken mußten, nicht von Glas, nicht hohl, nicht mit Wasser gefüllt, sondern durch und durch Krystall war; so müßte ja wohl das falsche, die Alten nach meiner Meinung von Entdeckung der eigentlichen Vergrößerungsgläser entfernende Raisonnement, als liege der Grund der Vergrößerung in den Bestandtheilen des Wassers, wegfallen; und was hinderte die Alten sodann, die Wahrheit, die ihnen unmöglich näher liegen konnte, zu ergreifen? Hierauf könnte man antworten: das Zeugniß des Plinius ist später, als das Zeugniß des Seneca; zu den Zeiten des Seneca brannte und vergrößerte man nur noch durch gläserne mit Wasser gefüllte Kugeln; zu den Zeiten des Plinius wußte man, daß sich beydes auch durch dichte krystallene Kugeln thun lasse; und das war eben der Schritt, welchen die Kenntniß der Alten in diesem Zeitraume gethan hatte. Oder man könnte eben das antworten, was Salmasius *), bey Gelegenheit einer an-

*) Ad Solinum p. 1092 Edit. Paris.

deren Stelle des Plinius sagt: Vitrum pro crystallo accepit plinius; το κρυσταλλοφανες ανθ' της κρυσταλλου. Die Kugel, von der er gelesen hatte, daß sie die Aerzte zum Brennen brauchten, war von Krystallglase, und nicht von wirklichem Krystalle; es war die nehmliche Kugel, die er an der andern Stelle beschreibt; also die nehmliche Kugel, mit der Seneca vergrößerte. Auch ist es überhaupt den Schriftstellern damaliger Zeit gewöhnlich, alle Körper in candido translucentes, es mochten Produkte der Natur oder der Kunst seyn, das reine Glas sowohl als die edlern farblosen Steine, crystalla zu nennen. Doch wozu nur so halb befriedigende Antworten? Die volle Antwort, dünkt mich, ist diese: es sey die Brennkugel des Plinius immer von wirklichem Krystall gewesen; wer sagt uns denn, daß sie dichte durch, Krystall gewesen? Krystall läßt sich hohl drehen, und die Alten haben ihn hohl zu drehen verstanden. Was hinderte also, daß die wirklich krystallene Kugel, durch welche die Alten

brannten und vergrößerten, nicht auch mit Wasser gefüllt gewesen? Nichts hinderte; vielmehr fand sich die nehmliche Ursache, warum sie die Kugel von Glas mit Wasser füllen zu müssen glaubten, vollkommen auch bey der Kugel von Krystall. Sie füllten die Kugel von Glas mit Wasser, weil sie sich einbildeten, daß ohne die dazu kommende Kühlung des Wassers, das Glas die erforderliche Erhitzung durch die Sonnenstrahlen nicht aushalten könnte; daß es ohne Wasser springen mußte. Das sagt Plinius selbst ausdrücklich: Est autem caloris impatiens (vitrum,) ni praecedat frigidus liquor: cum addita aqua vitreae pilae sole adverso in tantum excaedescant, ut vestes exurant. Nun aber glaubten sie auch von dem wirklichen Krystall, daß er die Hitze eben so wenig vertragen könne, und mußten es vermöge der seltsamen Meinung, die sie von der Entstehung des Krystalls hatten, um so vielmehr glauben *).

*) Plinius lib. XXXVII. sect. 9. Crystallum glaciem esse certum est — ideo caloris impatiens non nisi frigido potui addicitur.

Folglich könnte gleiche Besorgniß nicht wohl anders, als gleiche Vorsicht veranlassen; füllten sie die gläserne Brennkugel mit Wasser, so mußten sie auch die krystallene damit füllen.

6. Und nun, dem Herrn Lippert wieder näher zu treten: was ist es, was er eigentlich mit seiner Muthmaßung, die Brillen und Vergrößerungsgläser der Alten betreffend, will? Warum trägt er sie vor? warum trägt er sie eben hier vor? Er trägt sie vor, ohne Zweifel, weil er sie für neu hielt, wenigstens den Grund für neu hielt, den er von den durchsichtigen bauchicht geschliffenen Steinen für sie hernahm. Aber warum hier? hier, wo die Rede von den so bewundernswürdig kleinen Werken der alten Steinschneider war? Glaubt Herr Lippert wirklich, daß dergleichen Werke durch ein Vergrößerungsglas leichter und besser zu machen sind, als mit bloßem Auge? Ich habe mir das Gegentheil sagen lassen, und außerordentliche Künstler im Kleinen, deren ich mehr als Einen kenne, haben mich alle versichert, daß ihnen ein Vergrößerungsglas bey der Arbeit

fällen wollen, ohne sich vor dem Kothe zu fürchten, den Lotterbuben dafür auf ihn werfen würden? „Ich habe, sagt Herr Raspe, *), viele „geschnittene Steine dieser Art gesehen. Sie „kommen mir vor, als die Akrosticha und Chro„nodisticha in der Poesie. Viel Zwang und et„was Farbe ist gemeiniglich ihr ganzes Ver„dienst.“ Auch Herr Lippert erkennt diesen Zwang fast an allen so malerisch geschnittenen Steinen, die er seiner Daktyliothek dem ungeachtet einverleiben wollte. Wozu also so viel Aufhebens davon in einem Büchelchen, das die Gemmen hauptsächlich zu Bildung des Kunstauges und des Geschmacks empfiehlt? Hier würde vielmehr gerade der Ort gewesen seyn, die Liebhaber vor dergleichen Afterwerken der Kunst zu warnen.

Setzen Sie noch hinzu, daß die besten unter diesen Afterwerken der Kunst, diejenigen, meine ich, welche die richtigste ungezwungenste Zeichnung und Anordnung zeigen, vielleicht

*) Anmerkungen ꝛc. S. 31. (Cassel 1768.) in 11.

Betrug ſind: ich will ſagen, daß ſie nicht aus Einem Steine beſtehen, deſſen Streife von verſchiedener Farbe man ſo kunſtreich genutzet, ſondern daß es verſchiedene Steine ſind, die man ſo unmerklich auf einander zu ſetzen verſtanden. Sardonyches, ſagt Plinius *), e ternis glutinantur gemmis, ita ut deprehendi ars non poſſit: aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, fumtis omnibus in ſuo genere probatiſſimis.

Schlimm! und Betrug bleibt Betrug, er mag noch ſo fein ſeyn. — Aber doch iſt auch ſo viel wahr, daß es einem Künſtler weit anſtändiger iſt, den Stoff, in den er arbeitet, ſeinen Gedanken, als ſeine Gedanken dem Stoffe zu unterwerfen **).

*) Libr. XXXVII. Sect. 75.

**) S. Zuſ. XXI.

ris pro strato relinquitur, tum gemmarii, *Camehujam* vel *Cameum* vocant, sive Onyx, sive Sardonyx sit. Es ist gleich viel, welche

Ius, (in seiner Abhandlung vom Obsidianischen Steine S. 31, deutsche Ueb.) „hat oft „ganze Stücke aus dem Texte des Cäsalpi„nus abgeschrieben, indem er nur einige Aus„drücke daran verändert, oder hinzugesetzt. „Er ist nicht zu entschuldigen, daß er hiervon „gar nichts gedenkt und den Cäsalpinus unter „der Zahl der Schriftsteller, deren er sich bey „Verfertigung seines Werks bediente, nicht „einmal genennt hat.“ Diese Anklage ist hart: aber Boot hat ein Verzeichniß so vieler andern Schriftsteller, die er gebraucht, seinem Werke vorgesetzt; warum sollte er nun eben den Cäsalpinus ausgelassen haben, wenn er ihn wirklich gebraucht hätte? Er hätte ihn doch wahrhaftig nicht mehr gebraucht, als irgend einen andern. Folglich kann es gar wohl seyn, daß Boot mit seinem Buche, das 1609 zuerst gedruckt ward, längst fertig war,

als

welche von den Schichten der Künstler zu der Figur nimmt, ob die lichtere, oder die dunklere; aber freylich, wenn ihm die Wahl frey stehet, wird er lieber die dazu nehmen, deren Farbe für die Figur die natürlichste oder schicklichste ist; wenn er einen Mohrenkopf z. E. auf einen Onyx schneiden soll, der eine gleich hohe weiße

als das Buch des Cäsalpinus zu Rom herauskam, oder in Deutschland durch den Nürnberger Nachdruck von 1602 bekannter ward. Ich wüßte auch wirklich nicht, was Boot nur aus dem Cäsalpinus hätte nehmen können; was er nicht eben so gut schon in ältern Schriftstellern hätte finden können. Wo er daher mit dem Cäsalpinus, mehr als von ungefähr geschehen könnte, zusammen zu treffen scheint, dürfen sie beyde nur Eine Quelle gebraucht haben. Ja, ich wollte es wohl selbst auf mich nehmen, bey den mehresten Stellen, wo Caylus den Boot für den Ausschreiber des Cäsalpinus halten können, diese Beyden gemeinschaftliche Quelle nachzuweisen.

und schwarze Schichte hat, so wäre es wohl sehr ungereimt, wenn er die weiße zum Kopfe und die schwarze zum Grunde nehmen wollte. Hier muß er der Farbe nachgehen, weil er ihr nachgehen kann, ohne seiner Kunst den geringsten Zwang anzuthun: und von diesem Malerischen des Steinschneiders, sehen Sie wohl, habe ich nicht reden wollen.

Uebrigens kann es jedoch bey dem jetzigen Sprachgebrauche nur bleiben, und es mag immerhin ein jeder erhaben geschnittener Stein ein Camee heißen, ob schon die von Einer Farbe so nicht heißen sollten. Aber das Wort Camee selbst? — Ich bekenne Ihnen meine Schwäche: mir ist es selten genug, daß ich ein Ding kenne, und weiß, wie dieses Ding heißt; ich möchte sehr oft auch gern wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entschlossensten Wortgrüblern; und so lächerlich vielen das etymologische Studium vorkömmt, so geringfügig mir es selbst, mit dem Studio der Dinge verglichen, erscheint, so erpicht bin ich gleichwohl darauf.

Der Geiſt iſt dabey in einer ſo faulen Thätigkeit; er iſt ſo geſchäftig und zugleich ſo ruhig, daß ich mir für eine gemächliche Neugierde keine wollüſtigere Arbeit denken kann. Man ſchmeichelt ſich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dinges zu denken, das man ſucht: man freuet ſich über das Finden, ohne ſich darüber zu ärgern, daß es ein Nichts iſt, was man nun endlich nach vieler Mühe gefunden hat.

Aber jede Freude theilt ſich auch gern mit: und ſo müſſen Sie ſich ſchon das Wort Camee von mir erklären laſſen.

Wir neuern Deutſchen haben Camee unſtreitig gerade zu, von dem Italiäniſchen Cameo entlehnt. Meine Unterſuchung muß alſo auf dieſes, oder auf das ihm entſprechende franzöſiſche Camayeu gehen. Nun laſſen ſie uns fürs erſte den Menage *) unter Camayeu nachſchlagen, und die daſelbſt geſammelten Ableitungen erwägen. Gaffarel und Huet machen

*) Dict. Etym. de la Langue Fr.

es ursprünglich zu einem hebräischen, Manage selbst aber zu einem griechischen Worte.

Gaffarel sagt, Camayeux hießen in Frankreich figurirte Achate, und weil man wässerichte oder gewässerte Achate habe, welche vollkommen wie Wasser aussähen *), so hätten die Juden, die seit langer Zeit in Frankreich gewohnt und in deren Händen der Steinhandel größten Theils gewesen, das Wort vielleicht von dem Hebräischen Chemaija gemacht; welches so viel heiße, als Himmlische Wasser, oder, nach dem eigenen Ausdrucke dieser Sprache, sehr schöne Wasser. — Aber was sind wässerichte oder gewässerte Achate? Was sind Achate, die vollkommen wie Wasser aussehen? Sind das Achate, die so klar sind wie das reinste Wasser? oder Achate, deren vielfarbige Flecken den Wellen des Wassers gleichen? Und waren die figurirten Steine denn nur solche Achate, solche seltene Achate? Gab es denn nicht eben so viele,

*) A cause qu'on voit des Achates ondées, representant parfaitement de l'eau.

nicht unendlich mehrere, die mit dem Waſſer durchaus nichts ähnliches hatten? Kaum daß ein ſo ſeichter Einfall eine ernſtliche Widerlegung verdient.

Gründlicher wäre noch der Einfall des Huet. Auch Huet leitete Camayeu aus dem Hebräiſchen her: aber von Kamia, welches etwas bedeute, das man an den Hals hänget, um dem Gifte oder andern Schädlichkeiten zu widerſtehen; mit Einem Worte, ein Amulet. Denn, ſagt er, man legte dergleichen Steinen, auf die von Natur irgend eine Figur geprägt iſt, ſehr große Tugenden bey *). Doch Huet hätte wiſſen ſollen, daß Kamia nicht eigentlich ein Hebräiſches, ſondern ein Rabbiniſches Wort iſt; das iſt, ein ſolches, welches die Juden ſelbſt aus einer fremden Sprache entlehnt haben. Und ſo fragt ſich: aus welcher? und was bedeu-

*) Parcequ'on attribuoit de grandes vertus à ces pierres, qui ſont empreintes naturellement de quelques figures.

tet dieses Wort in der Sprache, aus der sie es entlehnt haben?

Menage würde uns desfalls zu dem Griechischen verwiesen haben. Denn er sagt, Camayeu komme her von χαμαι, tief, weil sie tief gegraben worden*). Aber wie? es sind ja gerade nicht die tief, sondern die erhaben geschnittenen Steine, die man vorzüglich Camayeux nennet.

Außer diesen Ableitungen, ist mir weiter keine bekannt, als die von καυμα. die Cerutus**) (nach dem Camillus Leonardus glaub' ich) angiebt. Καυμα heißt Brand; und daher sey Camae gemacht, weil diese Art Steine an sulphurischen und heißen Orten gefunden würden.

*) A cause du creux où ces pierres sont taillés.

**) Mus. Calceolar Sect. III. p. 212. Camae, a nonnullis vocantur, sumta denominatione a voce graeca καυμα, quod est idem quod incendium: dicunt namque in locis sulphureis & calidis inveniri.

Cerutus verſteht die Onyxe darunter: aber woher beweiſet er, daß die Onyxe nur an ſolchen Orten erzeuget würden? Und geſetzt, er bewieſe es; wie hat man den Namen Camee, in dieſem Verſtande, gleichwohl nur den geſchnittenen Onyxen beygelegt? Was hatten dieſe vor den ungeſchnittenen Onyxen voraus, daß man ſie allein nach ihrem Erzeugungsorte benannte?

Noch kahler werden Ihnen alle dieſe Grillen, gegen die wahre Abſtammung geſtellt, erſcheinen. Ich will Ihnen ſagen, wie ich auf dieſe gekommen bin. Die mineralogiſchen Schriftſteller des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts haben mich darauf gebracht, und Sie wiſſen von ſelbſt, daß die früheſten und beſten derſelben faſt lauter Deutſche waren. Bey ihnen fand ich nehmlich das Italiäniſche Cameo, das Franzöſiſche Camayeu, das Lateiniſche Camehuja, wie es Boot nennt*), bald

*) Nicht, wie es die alten Römer genannt haben. Dieſe kannten das Wort Camehuja zuverläſſig nicht; welches ich wider den Herrn

Gamohuidas, bald Gammenhů, bald Gemmahuja, auch wohl gar getrennet, als zwey Worte, Gemma huja geschrieben *). Was ich

Cronstedt erinnere. S. dessen Versuch einer neuen Mineralogie, deutsche Uebers. S. 16.

*) *Gemohuidas* schreibt es Erasmus Stella, dessen Interpretamentum gemmarum, das zu Nürnberg 1517 zuerst gedruckt worden, Bruckmann 1736 wieder auflegen lassen. Parte III. cap. 5. Gemmas ad Ectypam eruditi dixere, quae ad imagines in eis scalpendas aptae sunt; harum quanquam multae numero sunt, *Peantides* tamen, que & *Gemohuidas* nuncupatur, quo nomine praegnantes ac plenae significantur, sese principem offert, quod usu vulgatior est, dicitur mederi parturientibus & etiam parere.

Gammenhů schreibt es Conrad Gesner: (de Figuris lapidum p. 88. Tiguri 1565.) Gemmarii vero seu scalptores gemmarum gemmas minus duras ad hoc diligunt: ut quas Germani vulgo, a leni mollitie puto, Speckstein appellant, & Gammenhů.

daraus aber ſchließen mußte, iſt klar: folglich ſind die erſten Sylben von Camayeu oder Cameo, das lateiniſche Gemma; und die ganze Schwierigkeit iſt nur noch, was die letzten Sylben in Camehuja oder Gemmahuja bedeuten ſollen.

Aus den Worten des Stella, die ich in der Note angeführet, dürfte man faſt auf die Vermuthung kommen, daß huja ſo viel als das Deutſche hoch, aufgeſchwollen, trächtig, heißen ſolle. Doch wer würde ſich einen ſolchen

Gemmahuja ſchreibt es Joh. Kentmann: Nomenclatura rerum foſſilium p. 32.

Gemma huja ſchreibt es Agricola: (beym Geſner l. c.) Lapis, quem, quia ejus color candidus, pinguior videtur eſſe, Germani ex lardo nominaverunt, (quidam vocant *gemmam hujam*) limes albus diſtinguit modo nigram, modo cineream materiam. Ejus pars potiſſimum candida latior, &c. Sarda noſtris temporibus omnium maxime aptatur ad ectypas ſcalpturas.

lateinischdeutschen Hybrida, den Franzosen und Italiäner von uns angenommen hätten, leicht einreden lassen? Und damit Sie auch nicht weiter lange herumrathen: so mache ich es kürz, und sage Ihnen, daß huja so viel ist, als onychia; und Gemmahuja folglich nichts mehr und nichts weniger, als das zusammen gezogene und verstümmelte Gemma onychis Aus Gemma onychia ward Gemmahuja; aus Gemmahuja ward Camehuja; aus Camehuja ward Camayeu: so wie wiederum aus Gemmahuja, Gammenhü, Cameo, ja allem Ansehen nach, auch das Rabbinische Kamia.

Ich halte dafür, diese Ableitung ist an sich so einleuchtend, daß ich nicht nöthig habe, mich viel nach andern Beweisgründen umzusehen. Der vornehmste indeß würde dieser seyn: daß vom Cäsalpinus an, es durchgängig von allen mineralogischen Schriftstellern angenommen wird, daß der Camehuja oder Cameo nicht eine besondere Steinart, sondern nur ein besonderer Name eines unter einem andern Namen

bekanntern Steines sey: nehmlich der Onyx, Onyx, oder Onickel, oder Nicolo, sagen sie alle, heißt dieser Stein, wenn er nur geschliffen, oder so ist, wie er von Natur ist: Cameo aber heißt er alsdann, wenn er geschnitten ist, und zwar so geschnitten, daß Figur und Grund von verschiedener Farbe sind *). Ist nun aber jeder Cameo ein Onyx; bezeichnen beyde Namen den nehmlichen Stein; warum sollen die Namen selbst nicht auch ursprünglich die nehmlichen Wörter seyn, wenn sie es so leicht und natürlich seyn können, als ich gezeigt habe.

Vor dem Cäsalpinus, wurde der Camehuja bald für diesen, bald für jenen Stein ausgegeben; auch wohl zu einem eigenen besondern Steine gemacht. Würde dieses aber wohl geschehen seyn, wenn man sich um die Abstammung des Wortes bekümmert hätte? Und hier-

*) *Caesalpinus de Metallicis lib, II, cap.* 122. Hos omnes hodie Niccolos vocant, cum solum perpoliti sunt: exsculptos autem, ut subſtratum alterius coloris ſit, Cameos.

aus kennen Sie denn auch, mein Freund, ein wenig Achtung für meine liebe Etymologie überhaupt! Es iſt nicht ſogar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht verſteht, die Sache ſchon mehr als halb kennet.

Zu einem beſondern Steine machte den Camehuja, Kentmann *). Auch wohl, vor dieſem, Camillus Leonardus. Denn der Stein, den Leonardus Kamam nennt, kann wohl nichts anders als der Cameo, die gemma onychia ſeyn, wie aus den Kennzeichen, die er ſelbſt angiebt; erhellet **). Aus dem Leonardus hat

*) Nomencl. Rer- foſſ. l. c.

*) *Kamam* ſeu Kakamam, eſt albus variis coloribus diſtinctus, & a Kaumate dicitur, quod incendium importat: reperitur in locis ſulphureis, ac calidis; & frequentiſſime onixae (Onychi) admixtus. Ejus determinata virtus nulla eſt, ſed virtutem ex ſculpturis ſeu imaginibus, quae in ipſo ſculptae ſunt, accipit. (De Lapid. lib. II. p. 89. Edit. Hamb.)

Boot dieſen Kamam in ſein Verzeichniß unbekannter Edelſteine übergetragen; und nun wiſſen Sie doch ungefähr, was ſie von dem Kamam, wie ihn Boot daſelbſt ſchreibt, denken müſſen. Sie glauben kaum, wie ſehr ich in dieſem Verzeichniſſe mit meiner Etymologie aufräumen könnte!

Hingegen zu irgend einem andern Steine, als dem Onyx, machten den Gemmhauja Stella und Agricola. Und zwar Stella zur

Dieſe Stelle hatte ich im Sinne, als ich oben ſagte, daß es wohl Leonardus ſeyn möchte, aus dem Cerutus die Etymologie von Cameo genommen. Wenigſtens zeigt dieſe nehmliche Etymologie, und die nehmliche Angabe der Erzeugungsorte, daß der Cameo des Cerutus und der Kamam des Leonardus, nur ein und eben derſelbe Stein ſeyn können. Dazu kommen noch die übrigen Merkmahle des Leonardus; daß der Kamam an dem Onyx öfters anwachſe, und daß er ſeine ganze Kraft von den darauf geſchnittenen Figuren erhalte: welches alles den Cameo verräth.

len Augenschein; unter hundert alten geschnittenen Steinen, sowohl erhabnen als tiefen, wird man nicht einen so thonichten finden. Denn wenn die thonichten Steine schon gut zu schneiden sind, so waren sie doch den Alten desto untauglicher zum Abdrucke; es wäre denn — Aber von dieser Vermuthung an einem andern Orte.

Unter den neuern kenne ich nur den Herrn D. Vogler, von dem man sagen könnte, daß er mit dem Agricola den Gemmahuja zum Speckstein mache *): wenn es nicht billiger wäre, von ihm anzunehmen, daß er nur zum Verständnisse derjenigen seiner Vorgänger, die es wirklich gethan, unter die verschiedenen Namen

dam vocant Gemmam hujam) limes albus distinguit modo nigram, modo cineream materiam. — Erasmus Stella Gemohuidas nominans, easdem veterum Paeantides non recte facit.

*) Prakt. Mineralsystem S. 100.

men des Speckſteins auch den Namen Gemmahuja ſetzen wollen.

Einem kleinen Einwurfe will ich noch zuvorkommen, den man mir gegen meine Auflöſung des Camehuja in Gemma onychia machen könnte. Man dürfte ſagen: warum ſollten die Alten mit zwey Worten ausgedrückt haben, was ſie mit zwey Sylben ſagen konnten? warum gemma onychia, da ſie kürzer mit Onyx dazu kommen konnten? Darum, antworte ich: weil Onyx bey den Alten nicht allein der Name eines Edelſteines, ſondern auch einer Marmorart war; ja ſogar der Edelſtein dieſen ſeinen Namen von dem Marmor bekommen hatte *). Zum Unterſchiede alſo, und wenn ein

*) (Plinius Libr. XXXVII. Sect. 24.) Exponenda eſt & Onychis ipſius natura, propter nominis ſocietatem: hoc in gemmam tranſilit ex lapide Carmaniae. An der andern Stelle wo Plinius des Marmors dieſes Namens gedenkt, (Lib. XXXVI. Sect. 6.) ſtehet anſtatt

großer Theil des Werths von diesem Unterschiede abhing, mußte man ja wohl gemma onychia oder onychina sagen.

Carmania, welches eine Provinz in Persien war, Germania. Aber Salmasius hat schon angemerkt, (ad Solinum p. 558) daß dieses ein bloßer Schreibfehler sey, und Harduin hätte daher nur immer Carmania, anstatt Germania, dort in den Text nehmen sollen. Er hat diese Ehre wohl streitigern Lesarten erwiesen. Indeß giebt mir das, was er daselbst in der Note hinzusetzt, Gelegenheit zu einer andern Anmerkung. Cave porro, schreibt Harduin, onychem hoc loco putes a Plinio pro gemma ea accipi, quam nostri vocant *Cassidoine*, ut plerisque visum. Ich frage, was ist das für ein Wort, Cassidoine, und wie kömmt der Onyx dazu, von den Franzosen so genannt zu werden? Beym Richelet wird Cassidoine durch Murrha erklärt und hinzugesetzt: Manière de pierre précieuse, embellie de veines, de diverses couleurs. Sehr gründlich! Aber in einem Wörterbuche möchte man auch gern lernen, wo das Wort selbst

Und nun noch ein Paar Anmerkungen, die ungefähr eben so wichtig sind, als der ganze

herkomme; und davon findet sich nichts. Ich will es kurz machen: Cassidoine ist nichts als ein alberner Schreibfehler, den die Unwissenheit fortgevflanzet, und nun fast gültig gemacht hat. Es soll Calcedoine heißen: Quae hodie Calcedonia audit, &c corrupte Cassedonia, sagt Laet. Denn der milchfarbene trübe Achat, den wir jetzt Chalcedon nennen, hieß in spätern Zeiten weißer Onyx. Wie er aber zu dem Namen Chalcedon gekommen, ist schwer zu sagen; da er mit allen den Steinen, welche bey den Alten von Karchedon, oder Kalchedon, ihren Beynamen haben, nicht das geringste ähnliches hat. So viel weiß ich nur, daß er diesen Namen nach den Zeiten des Marbodus muß bekommen haben. Denn der Chalcedon des Marbodus ist weder unser Chalcedon, nach sonst ein onyxartiger Stein, sondern der kalchedonische Smaragd des Plinius, vermengt mit eben desselben smaragdartigem Jaspis, Grammatias oder Polygram-

Brast, mit dem ich diesen Brief vollgepfropfet habe.

Wenn ein Cameo, oder Camayeu, nur ein solcher erhaben geschnittener Stein geheißen hat und eigentlich heißen sollte, dessen Grundlage von einer andern Farbe ist, als die darauf geschnittene Figur: der also zuverlässig ein Onyx seyn wird, weil unter den Edelsteinen nur die Onyxe dergleichen reguläre Lagen von verschiedener Farbe haben: so wird man leicht daraus errathen können, von welcher Beschaffenheit diejenigen Gemälde seyn müssen, welche die Franzosen gleichfalls Camayeux nennen, und einsehen, warum dergleichen Gemälden dieser Name beygelegt worden. Nicht weil sie das

mos genannt, wie aus dem Zusatze, daß er den Rednern und Sachwaltern dienlich sey, erhellet. Weder die Ausleger des Marbodus, noch Salmasius, der den Chalcedon des Marbodus bloß für des Plinius turbida Jaspis, quam Calchedon mittebat, hielt, haben dieses gehörig bemerkt.

Basrelief nachahmen, heißen sie Camayeux; wie sich Pernetty *) und andere einbilden: denn ich wüßte nicht was χαμαι, wovon er das Wort mit dem Menage ableitet, mit dem Basrelief gemein hätte? Sondern sie heißen so, weil sie ganz aus Einer Farbe auf einen Grund von einer andern Farbe gemalet sind, und hier in die geschnittene gemma onychia nachahmen. Ueberhaupt will ich hier noch hinzusetzen, daß das Erhabene so wenig das Wesentliche des Cameo ausmacht, daß auch sogar tief geschnittene Steine (Onyxe versteht sich) Cameen heißen können und heißen sollten, sobald sie durch die obere einfarbige Schicht bis auf die untere Schicht von einer andern Farbe geschnitten worden, und also die Area von dieser, und das

*) Dict. de Peint. Ce mot ne devroit servir que pour les bas-reliefs, puisqu'il tire son nom du mot grec χαμαι, qui signifie *bas, à terre.* Mariette, und aus ihm Richelet, nebst andern Wörterbüchern, sagen eben das.

Bild von jener Farbe erscheinen. Es ist noch nicht so gar lange her, daß die Franzosen selbst das Wort Camayeu eben so wohl von tiefer, als von erhabener Arbeit brauchten. Les Jouailleurs & les Lapidaires, schrieb Felibien in seinem Dictionnaire des Arts, nomment Camayeux les Onyces, Sardoines & autres pierres taillées en relief ou en creux. Nur die Worte & autres pierres taillées hätte er sollen weglassen. Denn höchstens können nur die Sardonyxe noch dazu gerechnet werden, als welche von den Alten mit unter dem allgemeinen Namen der Onyxe begriffen wurden, und allein einer ähnlichen Bearbeitung fähig sind.

Vielleicht auch ist dieser ältere und weitere Gebrauch des Französischen Camayeu die Ursache, warum die neuern Schriftsteller dieser Nation, wenn sie erhaben geschnittene Steine durch ein Kunstwort ausdrücken wollen, lieber pierre camée, als camayeu, sagen. Wir Deutsche wenigstens wollen, zu dieser Absicht, nur immer das fremde und neue Camee lieber fortbrauchen, als das alte Gemmenhü er-

neuern. Es wäre denn, daß wir es ganz in seinem lautersten Verstande erneuern, und nicht alle und jede erhaben geschnittene Steine, auch nicht nur allein erhaben, sondern auch tief geschnittene Steine, an welchen das Bild eine andere Farbe als die obere Fläche zeiget, damit belegen wollten. Wenn wir sodann diesen genuinen Begriff wieder um damit verbinden lernten, so sehe ich nicht, warum wir nicht, eben so gut als die Franzosen, auch die einfarbigen Gemälde auf einem Grunde von einer andern Farbe, Gemmenhüe, oder Gemälde auf Gemmenhüart, nennen könnten *).

*) S. die Zusätze des Herausg. XXII.

Acht und vierzigster Brief.

Noch finde ich bey den Exempeln, welche Herr Klotz zur Erläuterung seiner zweyten Anmerkung über das Mechanische der Kunst beybringet, einiges zu erinnern, welches ich freylich übergehen müßte, wenn mir nur um Herrn Klotz zu thun wäre. Ich will es also nur gegen seine Währmänner erinnert haben, und Herr Klotz hat sich von dem Tadel mehr nicht anzunehmen, als davon auf die Rechnung des zahmen Nachschreibers fallen kann.

„Herr Winkelmann, sind seine Worte, „gedenkt eines Sardonych, welcher aus vier „Lagen, einer über der andern, besteht, und „auf welchen der vierspännige Wagen der „Aurora erhaben geschnitten ist.“ Erst, mit Erlaubniß des Herrn Klotz: Winkelmann gedenkt keines Sardonych, sondern eines Sardonyx. Warum man in der mehrern Zahl

noch wohl, wenn man will, Sardonyche sagen darf, das weiß ich; aber wie man auch in der einfachen Zahl Sardonych sagen könne, das ist mir zu hoch. Vielleicht zwar ist einem lateinischen Gelehrten, der sich herabläßt, deutsch zu schreiben, ein solcher Schnitzer allein erlaubt. Und so habe er denn seine Schnitzer, oder Druckfehler, wie er sie nennen will, für sich! Was ich eigentlich hier anmerken will, ist gegen Winkelmann. Winkelmann hatte Unrecht, einen Stein, von dem er selbst sagt, daß er vier Lagen von vier verschiedenen Farben habe, einen Sardonyx zu nennen. Der Sardonyx muß schlechterdings nur drey Lagen von drey Farben zeigen *); zwey, die er als Onyx haben

*) *Plinius lib. XXXVII. sect* 75) Sardonyches e ternis glutinantur gemmis — aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumtis omnibus in suo genere probatissimis. Vor dem Harduin las man zwar in dieser

muß, und eine dritte, welche dem Sarder oder Karneol gleichet, und wodurch er eben der Sardonyx wird. Plinius, Isidorus, Marbodus nennen diese drey Farben, schwarz, weiß, roth. Aber die erste ist so unveränderlich nicht; denn sie kann eben so wohl grau oder braun, als schwarz seyn. Nur die zweyte und dritte sind unumgänglich; denn ohne die zweyte könnte er kein Onyx,

Stelle anstatt e ternis, e cerauniis, und diese alte Lesart hat auch der deutsche Uebersetzer beybehalten, bey dem es sonderbar genug klingt, „aus Donnerkeilen zusammen gekittet.“ Doch Harduins Verbesserung ist unwidersprechlich, wie man bey ihm selbst nachsehen mag. Außer dem Isidorus hätte er auch noch den Marbodus für sich anführen können, der eben so ausdrücklich von dem Sardonyx sagt:

Tres capit ex binis unus lapis iste colores;
Albus & hinc niger est, rubeus superemi-
net albo.

und ohne die dritte kein Sardonyx heißen*). Nun aber ist unter den vier Farben des von Winkelmann so genannten Sardonyx, die dritte gerade nicht; und das ist sonach der zweyte Grund, warum ihm dieser Name abzusprechen. Meinem Bedünken nach hätte ihn Winkelmann schlechtweg Onyx, höchstens einen vielstreifigen Onyx nennen sollen. Denn ob man dem Onyx schon nur zwey Schichten von zwey Farben beylegt: so ist dieses

*) Salmasius will zwar, (ad Solinum p. 563.) daß die arabischen Sardonyxe nichts von der rothen Farbe gehabt: allein in der Stelle des Plinius, worin er das finden will, finde ich es nicht. Eben so wenig kann ich mir mit ihm einbilden, daß Plinius geglaubt, Sardonyx solle so viel heißen, als Sarkonyx, oder daß er auch nur andeuten wollen, als sey dieses von einigen geglaubt worden. Denn Plinius sagt zu ausdrücklich: Sardonyches olim, ut ex nomine ipso apparet, intelligebantur candore in Sarda.

doch nur von dem Onyx, wie er in kleine Stücken gebrochen, nicht aber, wie er wächst, zu verstehen. Ich will sagen: da diese zweyfarbigen Schichten wechselsweise parallel laufen, so kann jede mehr als einmal, und die dunklere auch mit verschiedenen Schattirungen, wieder kommen, wenn man dem Steine Dicke genug läßt. Da aber eine solche Dicke zu Ring- und Siegelsteinen eben nicht die bequemste ist: so wird er freylich aus der Hand des Steinschleifers selten anders als mit zwey Schichten kommen. Nur wenn diese Schichten dünne genug sind, oder das Kunstwerk, zu welchem er bestimmt wird, eine größere Dicke erfordert, wird er, wie gesagt, jede der zwey Schichten mehr als einmal, und die dunklere nach verschiedenen Schattirungen haben können. Und das ist hier der Fall. Die vier Lagen des Winkelmannischen Steines sind in ihrer Folge, schwarzbraun, braungelb, weiß und aschgrau. Alle diese Farben und Schichten kommen ihm als Onyx zu; und besonders, sieht

man wohl, sind die zwey ersten nichts als Verlauf der nehmlichen Schichte ins Hellere: so wie die vierte, die aschgraue, (wenn sie ihm anders hier nicht aufgesetzt ist,) nichts als allmähliche Verdunkelung der weißen Schichte in die natürlicher Weise wiederum angrenzende schwarzbraune oder braungelbe, seyn dürfte. Freylich ist die rothe Farbe, die den Sardonyx zum Onyx macht, im Grunde auch nichts als eine Variation der braunen: denn beyde sind, ihren Bestandtheilen nach, auch vollkommen der nehmliche Stein: aber wenn denn nun einmal für diese Variation ein besonderer Name bestimmt ist, warum will man ihn einer andern beylegen *)? —

Ein zweytes Exempel nimmt Herr Klotz aus der Daktyliothek des Zanetti. „In der „Zanettischen Sammlung, sagt er, wird ein „Tiger aus dem orientalischen Steine, Ma„co, bewundert, wo sich der Künstler der

*) S. Zus. XXIII.

„Flecken des Steines bedient hat, um die „Flecken des Tigers auszudrücken.“ Maco? Wer hat jemals von einem solchen Steine gehört? Da wird sich ganz gewiß wieder der Setzer versetzt, oder der Schreiber verschrieben haben. So ist es: denn Gori, von dem die Auslegungen dieser Daktyliothek sind, sagt: exsculptum lapillo orientali, quem vulgo appellant Moco. Moco also: nicht Maco: und nun errathe ich es ungefähr, daß Gori einen Mokhastein meinet: einen Stein, den jetzt fast jeder kleine Galanteriekrämer kennet, da er häufig in Ringe verarbeitet wird. Gleichwohl muß ihn — ich will nicht sagen, Herr Klotz; wer wird von dem das anders erwarten? — sondern Gori selbst nicht gekannt haben. Denn sonst hätte er ihn uns gewiß bey seinem alten wahren Namen, der zugleich die Definition ist, und nicht bloß bey diesem so viel als nichts sagenden Juweliernamen, genannt. Der Mokhastein ist ein Dendrachat, und hat in den neuern Zeiten diesen Namen be-

kommen, nicht weil er eben um Mokha gefunden, ſondern aus andern öſtlichen Ländern nach dieſem Hafen gebracht und von da in Menge nach Europa geführet wird *) **).

*) Hill, in ſeinen Anmerkungen über den Theophraſt, S. 86. Agates, with the reſemblance of trees and ſhrubs ou them, they call'd, for that reaſon, *Dendrachates*. Theſe are what our jewellers ar this time call Mochoſtones, but improperly; for they are not the product of that kingdom, but are only uſed to be brought from other countries and ſhipp'd there for the uſe of our merchants.

**) S. Zuſ. XXIV.

Neun und vierzigster Brief.

Gori zeigt sich überhaupt, in seiner Daktyliothek des Zanetti, nicht eben als einen besondern Steinkenner. Er schrieb den Namen hin, wie er ihn hörte; unbekümmert, ob seine Leser etwas dabey würden denken können, oder nicht. Mochte er doch wohl öfters selbst nichts dabey denken.

Sie erinnern sich, was ich bereits in meinem fünf und zwanzigsten Briefe wegen der Prasma Smaragdinea wider ihn angemerkt habe. Einer solchen Prasma fand er den Stein sehr ähnlich, auf welchem er den Kopf des jungen Tiberius erkannte*); und wie sagt er, daß man diesen Stein nenne? Quem Igiadam appellant: oder mit den Worten seines Uebersetzers, Igiada molto bella, che al Prasma di

*) *Tab.* IX. p. 17.

di Smeraldo assai si avvicina. Sie sollen zwanzig Naturalisten aufschlagen, ehe Sie dieser Jgiada auf die Spur kommen. Und werden Sie wohl glauben, daß es weiter nichts, als der verstümmelte spanische Name eines sehr bekannten Steines ist? Die Spanier nennen Piedra de hijada einen lapidem nephriticum, einen Nierenstein, den sie häufig aus ihren amerikanischen Provinzen bringen *). Dieser hat auch wirklich die Farbe eines Prasius oder Präsem; aber bey weitem nicht dessen Härte, und kann folglich auch dessen Politur nicht haben. Dazu ist der Name Jgiade bey dem Gori um so viel unschicklicher, weil, wenn es eine wirkliche Piedra de hijada wäre, die Arbeit darauf unmöglich alt seyn könnte **).

Sollte ein Gelehrter dem unwissenden Pöbel die Worte so aus dem Munde nehmen,

*) Laet. Libr. I. Cap. 23.

**) S. Zus. XXV.

wenn es nur an ihm liegt, sich von den nehmlichen Dingen ohne sie, eben so richtig als allgemein verständlich, auszudrücken? Sollte er, einen Stein zu benennen, lieber mit dem Juwelier und Seefahrer, als mit dem Griechen und Römer, als mit dem Naturforscher sprechen? Gleichwohl ist es in den spätern Zeiten fast immer geschehen; und nur dadurch sind in diesem Theile der Naturgeschichte der Dunkelheiten und Verwirrungen so viel geworden, die sich nothwendig auch je länger je mehr häufen müssen, wenn sich ein jeder nach eigenem Gutdünken, oder mit dem ersten dem besten Worte, das er gehört, darin ausdrücken darf. Schon der ehrliche Stella, vor mehr als zwey hundert Jahren, eiferte wider diese Unart: aber was half es? Seine Worte sind der Beyspiele wegen merkwürdig. Se non parum admirari, schreibt er *), viros alioquin doctos, in his rebus, quae natura tanta ornasset pulchritudine, barbara ac plebeia uti nuncupatione,

*) Praef. Interpret. Gemm.

ut ſcil. Carbunculos *Rubinos*, Lychnites *Amandinos*, Sandarefios *Granatos*, Chryſolithos *Citrinos*, dicerent & plerasque alias ineptiſſimis vocabulis appellarent, quae tamen elegantiſſimis nominibus apud ſcriptores, tum Graecos, tum Latinos. celebrarentur. Den Rubin ausgenommen, über den man durchgängig einig iſt, wird man die übrigen neugeprägten Namen von nachherigen Schriftſtellern auf ganz andere alte zurückgeführet finden. Sie mögen darin auch leicht eben ſo viel Recht haben, als Stella: nur wegen des Amandins möchte ich es lieber mit dieſem halten. Ein Wort hierüber

Die Lychnis und der Carbunculus Alabandicus iſt bey dem Plinius ein und eben derſelbe Stein; einmal nach einer ihm beſonders zukommenden Eigenſchaft, und einmal nach der Gegend, wo er vornehmlich gefunden ward, ſo genannt. Denn beyde ſind dem Plinius aus dem genere ardentium, beyde ſind ihm nigriores oder remiſſiores carbunculi, und von beyden ſagt er, daß ſie in Orthoſia caute oder

circa Orthosiam gefunden würden. Wenn also Stella den Amandin der Neuern zu der Lychnis der Alten macht: so macht er ihn zugleich zum carbunculo alabandico, das ist, zu einem dunkelrothen Rubin. Cäsalpinus hingegen, Boot, Laet und die ganze Heerde ihrer Nachfolger, machen den Amandin zum Troezenius des Plinius, das ist, zu einem Rubin mit weißen Flecken. Doch unterscheiden eben diese den Amandin von dem Almandin, welchen letztern sie für den carbunculum alabandicum ausgeben, ob schon ohne im geringsten zu vermuthen, daß dieser und die Lychnis ein und eben derselbe Stein sey; Ich habe aber nicht finden können, mit welchem Grunde sie den Almandin und Amandin zu zwey verschiedenen Steinen machen: beyde Namen scheinen nur Ein Wort, beyde nichts als das verstümmelte Alabandicus zu seyn. Dazu kömmt eben dieses Zeugniß des Stella, welcher hundert Jahr früher geschrieben als sie alle, und dem zu Folge eben darum der Amandin kein weiß

gesprengter Rubin seyn kann, weil er ihn zur Lychnis macht. Stella gedenkt auch an einem andern Orte, wo er ausdrücklich alle die neubenannten Arten des Carbunculus herrechnet, nur des Amandin, und keines Almandin *). Kurz, die Wesen sind hier ohne Noth vermehrt worden; und mich wundert nur, daß selbst Hill sich diesen chimärischen Unterschied noch gefallen lassen **).

Ich erinnere mich hier, noch über einen andern seltsamen Namen eines Edelsteines den eigentlichen Aufschluß bey dem Stella gefunden zu haben. Unsere Voraltern, wie Sie wissen, nannten einen Opal einen Wayse, oder wie sie es schrieben, Wese, Wehse Weise. Woher diesem Steine dieser Name? Boot will, er habe ihn vermittelst des Paederos erhalten, eines Beynamens, den man, wie Plinius meldet, gemeiniglich dem schön-

*) Parte III. cap. 1.

**) Theophrastus's History of Stones, p. 44.

sten Opal wegen seiner besondern Lieblichkeit gab Olim, Paederos, schreibt Boot *), haec gemma vocata est, a puero & amore, quod pueri pulcherrimi & innocentissimi instar omni amore digna sit. Ab hoc nomine forte deductum est nomen illud Germanicum, quo appellatur ein Wehse; id est, pupillus, quod nomen pueris tantum convenit. Aber ich möchte es Booten nicht auf sein Wort glauben, daß Wayse ehedem nur von Knaben gebraucht worden: warum denn nicht auch von Mädchen? Jetzt wenigstens wird es von beyden gebraucht, und zwar von beyden als ein Wort weiblichen Geschlechts: wir sagen, „dieser Knabe ist eine Wayse, er ward sehr jung zur Wayse.“ Doch das war ehedem allerdings anders, und man brauchte das Wort im männlichen Geschlechte; ob schon nicht bloß für das männliche Ge-

*) Lib. II. cap. 46.

ſchlecht. Wenn jedoch auch dieſes geweſen wäre: ſind denn nur Knaben, welche Wayſen ſind, liebenswürdige Knaben? Boot hätte ſo ſinnreich nicht ſeyn dürfen: das deutſche Wayſe iſt nichts als das überſetzte Orphanus; Orphanus aber war zu den Zeiten des Stella der allgemein angenommene Name des Opals, und war es wahrſcheinlich durch nichts als durch einen Fehler der Copiſten in den Schriften des Albertus Magnus geworden *). Hätte Boot bey dem Stella dieſes geleſen, ſo würde er nicht ungekehrt geglaubt haben, daß Orphanus die Ueber-

*) Quaenam haec gemma foret, quam tantopere & ad inſaniam Nonius adamaſſet, quam ego Opalum quum dixiſſem, convivae caeteri Orphanum me dicere debere clamitabant. — Vitio librariorum, qui Opali loco, Orphani nomen ſubſtituere, id veniſſe, ob id elimandum obeliſcoque expugnandum in Alberti codicillo hoc vocabulum, Opalumque ejus loco inſcribendum fore.

setzung von Wayse sey, auch würde er den Orphanus nicht bloß zu einer geringern Art des Opals gemacht haben, da aus den Worten des Stella erhellet, daß damals alle Opale Orphane hießen, und man kaum jenen alten echten Namen mehr dafür erkennen wollte. Auch Frischen muß der Ursprung des Wese unbekannt geblieben seyn; er führt das Wort, das er nach dem Pencer durch Asterios und Eristalis erkläret, in seinem Wörterbuche nur kaum an; und wenn er aus eben demselben beybringt, daß die Deutschen diesen Namen mehrern Edelsteinen beylegten, so hätte er, zu Vermeidung der Mißdeutung, wohl hinzusetzen mögen, was für mehrern? Keinen andern als solchen, die, so wie sie gewendet werden, in verschiedene Farben spielen, und folglich insgesammt unter das Geschlecht der Opale gehören *).

*) S. Zus. XXVI.

Funfzigster Brief.

Auch finden sich die nichtsbedeutenden Namen Achatonyx, Achatsardonyx, zum öftern bey dem Gori; und er ohne Zweifel ist es, der dem Herrn Lippert damit vorgegangen.

Wenn es indeß keiner Ungereimtheit an einem Vertheidiger fehlen soll: so hat der Achatonyx den seinigen an einem Jenaischen Recensenten des ersten Theiles dieser Briefe bereits bekommen *). Dieser leugnet, daß man heut zu Tage unter dem Namen Achat, als einem Geschlechtsnamen, alle edlere Hornsteine begreife, und sagt, „wir haben noch nie gehört, „daß man den Chalcedon einen Achat genannt.“ Wir! So muß dieses Wir überhaupt nicht viel von dergleichen Dingen gehört haben. Brück-

*) St. 96. Jahr 1768. — Vergl. Lessings Kollektaneen, Th. XV, dieser Samml. S. 19. f.

Neun und vierzigster Brief.

Gori zeigt sich überhaupt, in seiner Daktyliothek des Zanetti, nicht eben als einen besondern Steinkenner. Er schrieb den Namen hin, wie er ihn hörte; unbekümmert, ob seine Leser etwas dabey würden denken können, oder nicht. Mochte er doch wohl öfters selbst nichts dabey denken.

Sie erinnern sich, was ich bereits in meinem fünf und zwanzigsten Briefe wegen der Prasma Smaragdinea wider ihn angemerkt habe. Einer solchen Prasma fand er den Stein sehr ähnlich, auf welchem er den Kopf des jungen Tiberius erkannte*); und wie sagt er, daß man diesen Stein nenne? Quem Igiadam appellant: oder mit den Worten seines Uebersetzers, Igiada molto bella, che al Prasma di

*) *Tab. IX. p. 17.*

di Smeraldo assai si avvicina. Sie sollen zwanzig Naturalisten aufschlagen, ehe Sie dieser Jgiada auf die Spur kommen. Und werden Sie wohl glauben, daß es weiter nichts, als der verstümmelte spanische Name eines sehr bekannten Steines ist? Die Spanier nennen Piedra de hijada einen lapidem nephriticum, einen Nierenstein, den sie häufig aus ihren amerikanischen Provinzen bringen *). Dieser hat auch wirklich die Farbe eines Prasius oder Präsem; aber bey weitem nicht dessen Härte, und kann folglich auch dessen Politur nicht haben. Dazu ist der Name Jgiade bey dem Gori um so viel unschicklicher, weil, wenn es eine wirkliche Piedra de hijada wäre, die Arbeit darauf unmöglich alt seyn könnte **).

Sollte ein Gelehrter dem unwissenden Pöbel die Worte so aus dem Munde nehmen,

*) Last. Libr. I. Cap. 23.

**) S. Zus. XXV.

wenn es nur an ihm liegt, sich von den nehmlichen Dingen ohne sie, eben so richtig als allgemein verständlich, auszudrücken? Sollte er, einen Stein zu benennen, lieber mit dem Juwelier und Seefahrer, als mit dem Griechen und Römer, als mit dem Naturforscher sprechen? Gleichwohl ist es in den spätern Zeiten fast immer geschehen; und nur dadurch sind in diesem Theile der Naturgeschichte der Dunkelheiten und Verwirrungen so viel geworden, die sich nothwendig auch je länger je mehr häufen müssen, wenn sich ein jeder nach eigenem Gutdünken, oder mit dem ersten dem besten Worte, das er gehört, darin ausdrücken darf. Schon der ehrliche Stella, vor mehr als zwey hundert Jahren, eiferte wider diese Unart: aber was half es? Seine Worte sind der Beyspiele wegen merkwürdig. Se non parum admirari, schreibt er *), viros alioquin doctos, in his rebus, quae natura tanta ornasset pulchritudine, barbara ac plebeia uti nuncupatione,

*) Praef. Interpret. Gemm.

ut ſcil. Carbunculos *Rubinos*, Lychnites *Amandinos*, Sandareſios *Granatos*, Chryſolithos *Citrinos*, dicerent & plerasque alias ineptiſſimis vocabulis appellarent, quae tamen elegantiſſimis nominibus apud ſcriptores, tum Graecos, tum Latinos. celebrarentur. Den Rubin ausgenommen, über den man durchgängig einig iſt, wird man die übrigen neugeprägten Namen von nachherigen Schriftſtellern auf ganz andere alte zurückgeführet finden. Sie mögen darin auch leicht eben ſo viel Recht haben, als Stella: nur wegen des Amandins möchte ich es lieber mit dieſem halten. Ein Wort hierüber

Die Lychnis und der Carbunculus Alabandicus iſt bey dem Plinius ein und eben derſelbe Stein; einmal nach einer ihm beſonders zukommenden Eigenſchaft, und einmal nach der Gegend, wo er vornehmlich gefunden ward, ſo genannt. Denn beyde ſind dem Plinius aus dem genere ardentium, beyde ſind ihm nigriores oder remiſſiores carbunculi, und von beyden ſagt er, daß ſie in Orthoſia caute oder

sten Opal wegen seiner besondern Lieblichkeit gab Olim, Paederos, schreibt Boot *), haec gemma vocata est, a puero & amore, quod pueri pulcherrimi & innocentissimi instar omni amore digna sit. Ab hoc nomine forte deductum est nomen illud Germanicum, quo appellatur ein Wehse; id est, pupillus, quod nomen pueris tantum convenit. Aber ich möchte es Booten nicht auf sein Wort glauben, daß Wayse ehedem nur von Knaben gebraucht worden: warum denn nicht auch von Mädchen? Jetzt wenigstens wird es von beyden gebraucht, und zwar von beyden als ein Wort weiblichen Geschlechts: wir sagen, „dieser Knabe ist eine Wayse, er ward sehr jung zur Wayse.“ Doch das war ehedem allerdings anders, und man brauchte das Wort im männlichen Geschlechte; ob schon nicht bloß für das männliche Ge-

*) Lib. II. cap. 46.

ſchlecht. Wenn jedoch auch dieſes geweſen wäre: ſind denn nur Knaben, welche Wayſen ſind, liebenswürdige Knaben? Boot hätte ſo ſinnreich nicht ſeyn dürfen: das deutſche Wayſe iſt nichts als das überſetzte Orphanus; Orphanus aber war zu den Zeiten des Stella der allgemein angenommene Name des Opals, und war es wahrſcheinlich durch nichts als durch einen Fehler der Copiſten in den Schriften des Albertus Magnus geworden *). Hätte Boot bey dem Stella dieſes geleſen, ſo würde er nicht ungekehrt geglaubt haben, daß Orphanus die Ueber-

*) Quaenam haec gemma foret, quam tantopere & ad inſaniam Nonius adamaſſet, quam ego Opalum quum dixiſſem, convivae caeteri Orphanum me dicere debere clamitabant. — Vitio librariorum, qui Opali loco, Orphani nomen ſubſtituere, id veniſſe, ob id elimandum obeliſcoque expugnandum in Alberti codicillo hoc vocabulum, Opalumque ejus loco inſcribendum fore.

setzung von Wayse sey, auch würde er den Orphanus nicht bloß zu einer geringern Art des Opals gemacht haben, da aus den Worten des Stella erhellet, daß damals alle Opale Orphane hießen, und man kaum jenen alten echten Namen mehr dafür erkennen wollte. Auch Frischen muß der Ursprung des Wese unbekannt geblieben seyn; er führt das Wort, das er nach dem Pencer durch Asterios und Eristalis erkläret, in seinem Wörterbuche nur kaum an; und wenn er aus eben demselben beybringt, daß die Deutschen diesen Namen mehrern Edelsteinen beylegten, so hätte er, zu Vermeidung der Mißdeutung, wohl hinzusetzen mögen, was für mehrern? Keinen andern als solchen, die, so wie sie gewendet werden, in verschiedene Farben spielen, und folglich insgesammt unter das Geschlecht der Opale gehören *).

*) S. Zus. XXVI.

Funfzigster Brief.

Auch finden sich die nichtsbedeutenden Namen Achatonyx, Achatsardonyx, zum öftern bey dem Gori; und er ohne Zweifel ist es, der dem Herrn Lippert damit vorgegangen.

Wenn es indeß keiner Ungereimtheit an einem Vertheidiger fehlen soll: so hat der Achatonyx den seinigen an einem Jeneaischen Recensenten des ersten Theiles dieser Briefe bereits bekommen *). Dieser leugnet, daß man heut zu Tage unter dem Namen Achat, als einem Geschlechtsnamen, alle edlere Hornsteine begreife, und sagt, „wir haben noch nie gehört, „daß man den Chalcedon einen Achat genannt.“ Wir! So muß dieses Wir überhaupt nicht viel von dergleichen Dingen gehört haben. Brück-

*) St. 96. Jahr 1768. — Vergl. Lessings Kollektaneen, Th. XV, dieser Samml. S. 19. f.

mann sagt *): „der Achat wird von den „mehresten Schriftstellern, die von Edel„steinen geschrieben haben, für das Hauptge„schlecht aller dieser Steine ausgegeben, welche „wir in diesem Abschnitte beschrieben haben.“ Und was hatte er in diesem Abschnitte für Steine beschrieben? „Quarzartige, im Anbruch „glatte oder glänzende, halb durchsichtige und „undurchsichtige Edelsteine, die auch von einigen hornartige, der Aehnlichkeit zufolge, genennt werden.“ Ja, er setzt ausdrücklich hinzu: „Z. E. von halb durchsichtigen Steinen „werden der Chalcedon, der Carneol u. s. w., „von undurchsichtigen der Onyx für Achatarten „angenommen.“ — Aus welchen Büchern hat denn nun das Jenaische Wir, vielwissenden Tones, seine Mineralogie gelernt, daß es so bekannte Dinge theils läugnet, theils nie gehört hat? Und so, wie die mehresten Schriftsteller vor Brückmann den Achat zum Geschlechtsnamen aller edlern Hornsteine, den Chalcedon

*) Abhandlung von Edelsteinen S. 85.

nicht ausgeschlossen, gemacht: so haben dieses auch noch viele nach ihm gethan, von welchen ich Vogeln statt aller nennen will *).

„Der Name Achatonyx, fährt der Jenenser fort, „ist kein Monstrum, wie Lessing „glaubt, wenn gleich Achat und Onyx zu einem „Geschlechte gehören. Auf solche Art müßte der „Chalcedonyx auch ein Monstrum seyn.“ Mit Erlaubniß: ich habe ihn ein Monstrum genannt, nicht in so fern Achat und Onyx zu einem Geschlechte gehören, und nur verschiedene Arten des nehmlichen Geschlechts sind, die sich allerdings componiren lassen, wie ich bey dem Sardonyx zugestanden habe, und aus dem Chalcedonyx nicht erst zu lernen brauche; sondern in so fern, als Achat das Geschlecht und Onyx die Art ist, und alle Composita aus Geschlecht und Art widersinnige Composita sind. Gleichwohl möchte man sich auch den Chalcedonyx verbitten: denn nicht einmal unsern Chalcedon kannten die Alten unter diesem Namen, geschweige

*) Mineralsystem S. 132.

den Chalcedonyx. Und was will man denn damit? Die weiße Schichte des Onyx ist jederzeit Chalcedon: nehmlich was wir jetzt Chalcedon nennen, ein milchfarbener Achat. Wenn eine dunklere Schichte dazu kömmt, so heißt der Stein Onyx: aber wann und warum soll er Chalcedonyx heißen? Wenn er durchsichtiger ist? Schon der Onyx ist ja nicht immer ganz undurchsichtig; und es muß daher wohl eine sehr mißliche Sache seyn, mit Brückmann *) den ganzen Unterschied zwischen ihm und dem Chalcedon auf dem Mehr oder Weniger beruhen zu lassen. Ich begreife zwar, warum man für die weiße Schichte des Onyx, die gar wohl allein seyn kann, die man zu kleinen tief gegrabenen Werken auch allein brauchen kann, einen besondern Namen für nöthig erachtet; und da einmal der Name Chalcedon hierzu genommen worden, so mag er es nur immer bleiben. Aber wozu man aus diesem Chalcedon nun wieder-

*) S. 71 und 80.

um einen Chalcedonyx machen soll, das kann ich nicht begreifen.

Es ist freylich bloß willkührlich, ob man den Namen Achat, oder einem andern, zum Geschlechtsnamen der edlern Hornsteine machen will. Brückmann hielt es darum nicht für thunlich *), weil der Achat nichts als eine Zusammensetzung mehrerer solcher an Farbe und Durchsichtigkeit verschiedener Hornsteine sey, gegen die er sich gleichsam wie die Glockenspeise zu den Ingredienzen derselben verhielte. So ungereimt es nun herauskommen würde, Messing oder Bley zu einer Art Glockenspeise zu machen: eben so ungereimt sey es, den Karneol oder Chalcedon oder Onyx für einen Achat auszugeben. Das mag seyn; und wenn man will, mag man daher auch lieber mit Brückmann den Chalcedon, anstatt des Achats, zum Geschlechtsnamen aller dieser Steine aussondern. So viel bleibt doch immer unstreitig, daß sie alle zu Einem Geschlechte gehören, und daß, wenn man

*) S. 86.

auch schon den Onyx nicht zu einem Achate machen sollte, dennoch beyder Bestandtheile die nehmlichen sind, und sie sich folglich nur nach den Farben, oder der Lage dieser Farben, unterscheiden können. Aber auch das sollen sie nicht, zu Folge dem Jenaischen Recensenten: den er sagt, „daß die reguläre Lage der farbigen Streife „den Achat zum Onyx mache, müsse er darum bezweifeln, weil die Streife keine nothwendige Eigenschaft des Onyx wären, und es „auch genug Achate gäbe, die eine reguläre Lage von farbigen Streifen hätten, und gleichwohl darum noch nicht zu Onyxen würden.“ Daß doch solche Herren meistentheils das Beste in petto behalten! Ich wäre wohl begierig, einige von dergleichen Achaten, die eine reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und gleichwohl keine Onyxe sind, von ihm kennen zu lernen. Ich will ihm Dank für seine Belehrung wissen. Nur muß er mir nicht mit den so genannten Bandsteinen aufgezogen kommen. Denn es ist zwar wahr, daß die Bandsteine eine reguläre Lage von farbigen Streifen

haben, und doch keine Onyxe sind: aber sie sind auch keine Achate. Sondern es sind Jaspisarten; wie sie denn auch bey Kennern Bänderjaspis heißen, und nur von ganz Unwissenden Bändachat genennet werden. Schon Theophrast hat die reguläre Lage der farbigen Streifen mit für ein Hauptkennzeichen des Onyx angegeben; das ist sie auch beständig gewesen und ist es noch jetzt, da man sich an die Farben selbst, welche Theophrast angab, nicht mehr bindet *).

*) Theophrast sagt, daß das Weiße und Braune, aus welchen der Onyx bestehe, parallel liegen müsse. Das Uebrige will ich mit den Worten seines englischen Commentators bekräftigen. The zones, sagt Hill, are laid in perfect regularity, and do not, according to the jugdment of the nicest distinguishers of the present times, exclude it from the Onyx-Class, of whatsoever colour they are, except red; in whith case it takes the name of Sardonyx. The colour of the ground

Wahrlich, es verlohnt ſich der Mühe, die ausgemachteſten Sachen zu bezweifeln, die angenommenſten Syſteme zu verwerfen und überall das Oberſte zum Unterſten zu kehren, um nur den Herrn Klotz nicht Unrecht haben zu laſſen!

Der einzige Sinn, den man noch allenfalls mit dem Namen, Achatonyx, verbinden könnte, wäre dieſer, daß man einen Onyx darunter verſtände, der an Achat angewachſen, oder noch nicht ganz von dem Achate getrennt worden, in welchem er gewachſen. In dieſem Sinne kann ſich auch wohl der Naturaliſt dieſes Namens bedienen, um ein dergleichen Stück in ſeinem Kabinette zu bemerken:

and regularity of the zones, are therefore the diſtinguiſhing Characteriſtics of this ſtone: and in the laſt, particularly, it differs from the Agate, which often had the ſame colours, but placed in irregular clouds, veins, or ſpots.

merken: so wie er noch tausend solcher Namen machen kann, ähnliche Verbindungen verschiedener Körper anzudeuten. Aber diese Namen zu Benennungen besondrer Arten machen, und von ihnen etwas sagen, was sich nur von einigen Arten sagen läßt, (wie z. E. mit Herrn Klotz, daß sich die Alten zu erhabnen Werken am häufigsten der Achatonyxe bedienet,) das ist eine große Ungereimtheit, die sich durch nichts, als durch ein aufrichtiges Geständniß der Unwissenheit, entschuldigen läßt.

Das nehmliche gilt von dem Achatsardonyx und allen den Compositis, die ohne Beyspiel der Alten gemacht worden. Herr Lippert ist daran sehr reich. Er hat nicht allein Achatonyxe, und Achatsardonyxe, sondern auch Achatchalcedonier, Sapphir-Achate, und wie die Raritäten alle heißen. Gleichwohl zweifle ich, ob er einen von diesen Namen in dem Sinne will verstanden wissen, von dem ich gesagt, daß man ihn allenfalls noch könne gelten lassen. Ich zweifle, ob er z. E. un-

ter seinem Sapphir-Achat einen Sapphir versteht, der an einen Achat angewachsen, oder nicht vielmehr einen etwas durchsichtigern Achat von der Farbe des Sapphir. Und diese Zweydeutigkeit allein hätte ihn bewegen sollen, dergleichen eigenmächtige Composita zu vermeiden.

Ein und funfzigster Brief.

Sie wundern sich, daß ich eines Jenaischen Recensenten meiner Briefe gedenke, ohne Ihnen noch gemeldet zu haben, was denn Herr Klotz selbst dazu sagt.

Ich habe lange bey mir angestanden, ob ich Sie davon unterhalten soll. Die Ränke schlechter Schriftsteller, wenn sie sich in die Enge getrieben fühlen, sind Ihnen ja wohl schon aus andern Beyspielen bekannt. Neue hat Herr Klotz deren eben nicht erfunden. Trotz meiner Erwartung, ihn wenigstens hier Original zu sehen, hat er es bey

den alten bemenden laſſen, die er jedoch treulich alle durch verſucht, ohne ſich daran zu kehren, daß die letztern immer die erſtern wieder aufheben.

Als er nur noch den Anfang der Briefe in den öffentlichen Blättern geſehen hatte, gab er ſich alle Mühe, in der feyerlichen Kälte einer Standesperſon davon zu ſprechen. Es befremdete ihn, daß ich über einige Zweifel, die er mit aller Beſcheidenheit vorgetragen, ſo empfindlich werden können; er verſicherte, daß ihm ſein Bewußtſeyn der unabdelhafteſten Abſichten nicht erlaube, jemandes Unwillen, am wenigſten Zorn, zu befürchten; er erklärte, daß unſer Zwiſt das Publicum, in deſſen Angeſichte ich, ihn zu belehren, auftrete, wenig intereſſire, daß er nicht einſehe, welchen Nutzen Künſte und Wiſſenſchaften davon haben würden; er ſprach von ſeinem verewigten Freunde, dem Grafen Caylus; er bezeigte ſeine Dankbarkeit gegen die Herren Hagedorn, Lippert und Winkelmann, denen er das Wenige, was er von der Kunſt

wisse, schuldig sey; er gab es zu, daß er mich nicht könne verstanden haben, merkte aber zugleich an, daß ich ihn über einen gewissen Punkt ja auch nicht verstanden, und führte mir schließlich zu Gemüthe, daß ich ihn wohl ehedem einen Gelehrten von sehr richtigem und feinem Geschmacke genannt hätte *).

Was ich auf alles dieses damals antwortete, — oder antworten hätte können — war, wie folget.

Herr Klotz sagt, „unser Zwist interessire das Publicum wenig." — Wenn ich mir nun aber das Publicum als Richter denke? Ein Richter muß alle Zwiste anhören, und über alle erkennen, auch über die geringschätzigsten; sie mögen ihn interessiren, oder nicht.

*) Man sehe den bündigen Aufsatz des Herrn Klotz, im 133sten Stücke des Hamburg. Corresp. vorigen Jahres. Das Wesentlichste von meiner nachstehenden Antwort, war dem 135sten Stücke der Hamburgischen Neuen Zeitung eingeschaltet.

Zudem, wer ſind denn die Schriftſteller? wer ſind denn wir beyde, Herr Klotz und ich, unter den Schriftſtellern, daß wir das Publicum zu intereſſiren verlangen können? Alle Leſer, auf die wir rechnen dürfen, ſind hier und da, und dann und wann, irgend ein ſtudirter Müßiggänger, dem es gleich viel iſt, mit welchem Wiſche er ſich die lange Weile vertreibt, irgend ein neugieriger oder ſchadenfroher Pedant, irgend ein ſich erholen oder ſich zerſtreuen wollender Gelehrter, irgend ein junger Menſch, der von uns, oder mit uns, oder an uns, zu lernen denkt. Und dieſe Handvoll Individua haben wir die Impertinenz des Publicum zu nennen? Doch wohl, wohl; wenn die das Publicum ſind: ſo intereſſiren wir das Publicum gewiß!

Aber Herr Klotz ſagt zugleich, „er ſehe nicht ein, daß die Künſte und Wiſſenſchaften einigen Nutzen aus unſerm Zwiſte haben würden.“ Das wäre nun deſto ſchlimmer für ihn, der einen ſolchen Zwiſt erregt hat! Doch, ſollte nicht die Kritik einigen Nutzen

davon haben können? Vielleicht zwar, daß die Kritik bey Herrn Klotz weder eine Kunst noch eine Wissenschaft ist.

Herr Klotz spricht von Anmerkungen und Zweifeln, die er mit aller Bescheidenheit vorgetragen. Wenn die Bescheidenheit darin besteht, daß man einem keine Zudringlichkeit erweiset, ohne einen Bückling dazu zu machen: so mag seine Bescheidenheit ihre gute Richtigkeit haben.

Aber mich dünkt, die wahre Bescheidenheit eines Gelehrten bestehe in etwas ganz anderm; sie bestehe nehmlich darin, daß er genau die Schranken seiner Kenntnisse und seines Geistes kennet, innerhalb deren er sich zu halten hat; daß er für jeden Schriftsteller so viel Achtung hegt, ihm nicht eher zu widersprechen, als bis er ihn verstanden; daß er nicht verlangt, der mißverstandene Schriftsteller solle es bey seinem Widerspruche bewenden lassen; daß er ihn keiner Empfindlichkeit beschuldiget, wenn er es nicht dabey bewenden läßt; daß er in den Streitigkei-

ten, die er ſich ſelbſt zuzieht, rund zu Werke geht, nicht tergiverſirt, nicht in einem ſauer ſüßen Tone, mit einer ſchnöden Miene, ſtatt aller Antwort vorwendet, „das Publi„cum intereſſire dergleichen nicht, er ſehe „nicht ein, was für Nutzen Künſte und Wiſ„ſenſchaften davon haben könnten! u. ſ. w.“

Mit ſolchen Wendungen macht ſich nur die beleidigte Eitelkeit aus dem Staube; und ein eitler Mann iſt zwar höflich, aber nie beſcheiden.

Schlimm genug, daß Höflichkeit ſo leicht für Beſcheidenheit gehalten wird! Aber noch ſchlimmer, wenn die kleinſte Freymüthigkeit Unwille und Zorn heißen ſoll!

„Mein Bewußtſeyn, ſagt Herr Klotz, daß „ich niemanden in der Welt beleidigen wollte.“ —

Beleidigen! vorſetzlich beleidigen! Wer in der Welt wird Herrn Klotz das zutrauen? Einem vorſetzlich eine unangenehme Stunde machen! das kann er wohl, das hält ſich ſein edles Herz wohl für erlaubt, wie er

mit der liebenswürdigsten Freymüthigkeit selbst bekennet *). Aber ist denn, einem eine unangenehme Stunde machen, eben so viel, als einen beleidigen?

„Dieses Bewußtseyn, sagt er, erlaubt „mir nicht, jemandes Unwillen, am wenigsten Herrn Lessings Zorn, zu befürchten.“ Meinen Zorn! mein Zorn! O, der Herr Geheimderath haben mich zum besten!

Und seine Leser ein wenig mit zugleich. Denn nun soll ich es für gut befunden haben, Herrn Klotz im Angesichte des Publicums zu belehren. Ich, ihn? Nicht doch; ich habe es bloß für gut befunden, mich seinen ewigen Belehrungen einmal zu entziehen. Aus Ursache, weil sie mich leider nie belehrten. Und geschahen diese Belehrungen nicht auch im Angesichte des Publicums? oder geschieht das nicht im Angesichte des

*) Allgemeine Bibliothek B. VIII. St. II. Vorr. S. 21.

Publicums, was Herr Klotz in seinen Schriften thut? Es könnte seyn.

Ich gebe es zu, daß jeder ehrliche Mann der Gefahr ausgesetzt ist, die Meinung eines andern nicht zu fassen. — Nur, wenn der ehrliche Mann ein Schriftsteller ist, könnte er sich die Zeit nehmen, sie zu fassen. Und wie, wenn er durchaus keine recht faßt, dieser ehrliche Schriftsteller?

Sehen Sie nur; selbst da versteht mich Herr Klotz nicht, wo er behauptet, daß ich ihn nicht verstanden habe. Er sagt, „ich gebe ihm in meinem Laokoon Schuld, daß er „die homerische Episode vom Thersites um „deswillen tadele, weil Thersites eine häßliche Person sey; dieses sey ihm nie eingefallen; er habe ihn deswegen weggewünscht, „weil er eine lächerliche Person sey, und „durch seine Gegenwart die feyerliche Harmonie des epischen Gedichts zerstöre.“

O, ich habe ihn also recht gut verstanden; denn ich habe ihn gerade so verstanden, wie er sich hier erklärt.

Zwey und funfzigster Brief.

Herr Kloß sah, daß ich es nicht bey der Schutzwehr wolle bewenden lassen; er sah, daß ich ihm den Krieg in sein eignes Land spiele; und das war ihm zu arg! Nach diesem Hochverrathe war weiter an keine Schonung zu denken, und er brach mit seiner ganzen Artillerie von Voraussetzungen, Verdrehungen, Verläumdungen und Vergiftungen wider mich auf. Hatte ich es doch gedacht!

Indeß, meinen Sie, müsse es damit wohl seine Richtigkeit haben, daß ich den Herrn Kloß um sein Urtheil über meinen Laokoon ersucht. Denn er erzähle ja die ganze Geschichte, wie er auf die Prüfung desselben gekommen, und diese fange er mit einem Briefe an, den ich aus Berlin, unter dem 9ten Jun. 1766, an ihn geschrieben.

Schlimm

Schlimm genug, daß er sie damit anfängt. Ich habe also wohl zuerst an ihn geschrieben? Nicht Er ist es, sondern ich bin es also wohl, der die Correspondenz zwischen uns eröffnet hat? Oder hat er es im Ernst vergessen, daß mein Brief vom 9ten Jun. nichts als eine Antwort auf seine Zuschrift vom 9ten May. war? Hat er es im Ernst vergessen, daß er mich in dieser seiner frühern, seiner ersten Zuschrift, um Erlaubniß bat, mir seine Zweifel über den Laokoon in den Actis liter. mittheilen zu dürfen?

Wenn das ist, so bin ich genöthiget, ihm sein Gedächtniß aufzufrischen: und er kann es nicht übel deuten, daß ich in der Art, es zu thun, seinem Beyspiele folge. Wenn ihm erlaubt war, eine Stelle aus meinem Briefe drucken zu lassen; so kann mir nicht anders als vergönnt seyn, eben das mit seinem ganzen Briefe zu thun. Hier ist er, von Wort zu Wort!

„Ich erinnere mich, mein wertheſter Herr „Sie in meinem zarteſten Alter bey meinem „Vater in Biſchofswerda geſehen zu haben, „wohin Sie ein gewiſſer Herr Lindner, wo ich „nicht irre, begleitet hatte. Sie können nicht „glauben, wie ſehr ich mich freue, ſo oft ich „meinen Freunden ſagen kann, daß ich Sie von „Perſon zu kennen das Glück habe. Warum „ich es für ein Glück halte, würde ich Ihnen „erzählen, wenn ich glaubte, daß man Ihre „Freundſchaft durch eine Sprache verdienen „könnte, welche Ihnen verdächtig ſcheinen „möchte, da ſie ſo oft von der Verſtellung ge„braucht worden. Aber erzeigen Sie mir im„mer die Wohlthat, und glauben Sie mir auf „mein Wort, daß ich es allezeit für meine „Pflicht gehalten, einer Ihrer aufrichtigſten „Verehrer zu ſeyn, und daß vielleicht wenige „Sie ſo zärtlich, ſo ohne alle Nebenabſichten „geliebt haben, als ich.“

„Wie viel Vergnügen macht mir nicht Ihr „Laokoon! Ich bin Ihnen es ſchuldig, daß ich

„einmal an einem Orte, wo Barbarey und Un„wissenheit herrscht, und wo ich nur verdrieß„liche Geschäfte habe, auf einige Tage aufge„heitert worden. Ein Mann von ihrer Den„kungsart nimmt mein Geständniß nicht übel, „daß ich nicht überall mit Ihren Meinungen „zufrieden bin. Ja, ich bin so frey zu glauben, „daß Sie mir erlauben, wenn ich meinen Zwei„feln weiter nachgedacht habe, solche in den „Actis liter. Ihnen mitzutheilen. Ich thue es, „um noch mehr von Ihnen zu lernen. Denn „wie viel habe ich nicht schon in Ihrem Buche „gelesen, daß ich zuvor nicht wußte!"

„Ich habe mir vorgenommen, eine neue „Ausgabe des Epp. Homeric. zu machen. „Es sind mir verschiedene geschnittene Steine „und andere Monumente vorgekommen, wor„aus ein ziemlicher Zuwachs von Anmerkun„gen entstanden. Das Gedicht des Sadolets „über den Laokoon hatte ich aus Joh. Mat„thaei cani Carmin. Poëtar. illust. Italo„rum (Lutetiae 1577.) wo es im 2ten Thei-

„le S. 132 ſtehet, mir gleichfalls angemerkt. „Nun ſehe ich, daß Sie mir zuvorgekom„men ſind.“

„Vielleicht iſt dem Lieblinge der griechiſchen „Muſe es nicht unangenehm, wenn ich noch „hinzuſetze, daß die noch nicht bekannte Antho„logie des Strato nun völlig in meinen Hän„den ſey. Ich habe einen Theil dieſer kleinen „Gedichte meinem Commentar über den Tyr„täus eingewebt, welchen Richter jetzt mit ei„ner vielleicht übertriebenen Pracht druckt. Ein „großer Theil aber iſt zu frey, als daß er wenig„ſtens von mir bekannt gemacht werden kön„ne. — Doch ich trage Bedenken, weiter mit „Ihnen zu reden, bis ich die Verſicherung ha„be, daß Sie mir erlauben, Ihr Freund zu „ſeyn. Unterdeſſen bin ich doch allzeit

Ihr

Halle, den 9 May, 1766.

gehorſamſter Diener, Klotz.

Dieſen Brief erhielt ich, als mir ein Brief von dem Manne aus dem Monde gerade nicht mehr und nicht weniger erwartet geweſen wäre. Aber beantwortet mußte er doch werden. Und wie? Der Ton war angegeben, in welchen es die ungeſittetſte Kälte geweſen wäre, nicht einſtimmen zu wollen. Herr Klotz erinnert ſich, mich in ſeinem zarteſten Alter in dem Hauſe ſeines Vaters geſehen zu haben: ich werde mich deſſen auch erinnern müſſen. Herr Klotz verſichert mich, allezeit einer der aufrichtigſten Verehrer von mir geweſen zu ſeyn: von mir als Schriftſteller, verſteht ſich; und Herr Klotz war auch Schriftſteller. Herr Klotz bekennt, vieles aus meinem Buche gelernt zu haben, was er vorher nicht wußte; das will ſagen, wenn man vieles nicht weiß, kann man aus dem erſten dem beſten Buche, oder richtiger zu reden, aus dem erſten dem ſchlechteſten, vieles lernen; und alſo auch das Compliment kann ich ihm, in aller Demuth, zurückgeben. Endlich: Herr Klotz iſt nicht überall meiner Meinung: er hat Zweifel über mein Buch; er

will diesen Zweifeln weiter nachdenken; er glaubt, daß ich Ihm sodann erlauben werde, mir sie öffentlich mittheilen zu dürfen: erlauben! und wenn ich es Ihm nun nicht erlauben wollte? Was für Ungereimtheiten man nicht alles aus lieber Höflichkeit zu schreiben pflegt! Also nicht bloß erlauben muß ich Ihm das: ich muß Ihm wenigstens versichern, mich darauf zu freuen.

Allein diese Versicherung — ich frage Sie, mein Freund; ich frage einen jeden, der Lust hätte, mir darauf zu antworten — ist diese Versicherung, daß mir das Urtheil, die Anmerkungen, die Zweifel, die mir Herr Klotz zuerst anbietet, willkommen seyn werden, ist diese Versicherung eine eigentliche von mir herstammende Bitte um dieses Urtheil, um diese Anmerkungen und Zweifel? Kann man sagen, daß ich ihn um das ersucht habe, was ich von ihm anzunehmen, mich nicht weigern durfte? Gleichwohl sagt es Herr Klotz; gleichwohl darf er sich unterstehen, es mit meinen eigenen Worten beweisen zu wollen.

Meine eigenen Worte ſollen dieſe geweſen ſeyn: „Ich verſpreche meinem Laokoon wenige „Leſer, und ich weiß, daß er noch wenigere gül„tige Richter haben kann. Wenn ich Bedenken trug, den einen davon in Ihnen zu beſtechen, ſo geſchah es gewiß weniger aus Stolz, „als aus Lehrbegierde. Ich habe Ihnen zuerſt „widerſprochen; und ich würde ſagen, es ſey „bloß in der Abſicht geſchehen, mir Ihre Wi„derſprüche ohne allen Rückhalt zu verſichern, „wenn ich glaubte, daß ein rechtſchaffener Mann „erſt gereizt werden müßte, wenn er nach Ue„berzeugung ſprechen ſollte. Der häßliche Ehrgeiz ſoll unter uns eben ſo wenig Unheil ſtiften, als ihm vor Troja zu ſtiften gelang. „Schreibt man denn nur darum, um immer „Recht zu haben? Ich meine, mich um die „Wahrheit eben ſo verdient gemacht zu haben, „wenn ich ſie verfehle, mein Fehler aber die Urſache iſt, daß ſie ein anderer entdeckt, als wenn „ich ſie ſelbſt entdecke. Mit dieſen Geſinnungen „kann ich mich auf Ihr ausführliches Urtheil „in den Actis liter. nicht anders als freuen.“

Ich erkenne in diesen Worten meine Denkungsart: es mögen also gar wohl meine eigenen Worte gewesen seyn. Aber was folgt daraus für Herrn Klotz? Es waren, wie Sie gesehen, erwiedernde Worte, nicht auffodernde Worte. Ja so wenig auffodernd, daß sie ihn vielmehr hätten stutzig machen müssen. Ich lasse ihm merken, daß ich über meinen Laokoon nur sehr wenige Richter für gültige Richter erkennen dürfte: und wenn ich ihn jetzt einen Augenblick für diesen annehme, so geschieht es nur, weil er sich so zuversichtlich für jenen aufwirft. Er will Richter seyn; und daraus schließe ich, daß er sich aus der kleinen Zahl der gültigen zu seyn, fühlen müsse. Konnte ich ihn damals schon besser kennen, als er sich kannte? —

Aber ein Wort von dieser so stolz klingenden Aeußerung selbst! Sie klingt es bloß: sie ist es gar nicht. Nicht darum, meinte ich, könne mein Laokoon nur sehr wenige gültige Richter haben, weil ganz außerordentliche Kenntnisse, ein ganz besonderer Scharfsinn darzu erfordert würden: wahrlich nicht darum. Ich müßte ein

groſser Geck ſeyn, wenn ich das gemeint hätte. Der Männer, die unendlich mehr Kenntniſſe von dahin einſchlagenden Dingen beſitzen, als ich; der Männer, die unendlich mehr Scharfſinn haben, als ich — giebt es überall die Menge. Aber deren, die beydes, Kenntniſſe und Scharfſinn, auch nur in einem leidlichen Grade in ſich vereinigen, giebt es ſo viele ſchon nicht. Unter dieſen wenigern giebt es noch wenigere, welche dieſen Scharfſinn, den ſie haben, auf dergleichen Kenntniſſe, die ihnen auch nicht fehlen, anwenden zu können, oder zu dürfen glauben. Die mehreſten von ihnen halten Scharfſinn, auf ſolche Kenntniſſe angewandt, für eine unfruchtbare Spitzfindigkeit, die ſelbſt dem Vergnügen, das ſie aus dieſen Kenntniſſen ziehen, nachtheilig werden müſſe. Nur hier und da wagt es einer dann und wann, dieſes ſein Vergnügen auf das Spiel zu ſetzen, um in der Beſchauung und Muſterung und Läuterung deſſelben Vergnügen zu finden. Und ſo wie dieſe höchſt ſeltenen Grübler nur meine Leſer ſeyn werden, ſo können nur die geübteſten

derselben meine Richter seyn. Aber Tausend gegen Eins, daß sich unter diesen kein Dichter, kein Maler finden wird. Es hat daher nie meine Absicht seyn können, unmittelbar für den Dichter, oder für den Maler zu schreiben. Ich schreibe über sie, nicht für sie. Sie können mich, ich aber sie nicht entbehren. Um mich in einem Gleichnisse auszudrücken: ich wickle das Gespinnste der Seidenwürmer ab, nicht um die Seidenwürmer spinnen zu lehren, sondern aus der Seide, für mich und meines gleichen, Beutel zu machen; Beutel, um das Gleichniß fortzusetzen, in welchen ich die kleine Münze einzelner Empfindungen so lange sammle, bis ich sie in gute wichtige Goldstücke allgemeiner Anmerkungen umsetzen und diese zu dem Kapitale selbst gedachter Wahrheiten schlagen kann. —

Drey und funfzigſter Brief.

Das alſo iſt erwieſen, daß ich Herrn Kloß um ſein Urtheil nicht gebeten habe. Ich habe es bloß nicht verbeten.

Ich war nie begierig darnach geweſen, ehe mich ſeine Zuſchrift begierig darnach machte. Aber ich erinnere mich, daß ich ihn zu dem öffentlichen Widerſpruche, zu welchem er ſich aufwarf, wohl könne gereizt haben. Gereizt! denn ich hatte ihm ſelbſt gelegentlich widerſprochen. Doch mußte ich ihn auch nicht glauben laſſen, daß ich ihn für gereizt hielte: oder mußte es ihm nur durch die Verſicherung, daß ich ihn nicht dafür hielte, merken laſſen. Kurz, ich ſehe noch nicht, wie ich ihm damals hätte anders antworten können, als ich ihm geantwortet habe.

Aber hören Sie weiter, — Nach Verlauf von fünf Monaten, erschien das Stück von den Actis liter *), in welchem Herr Klotz Wort hielt: und er hatte die Güte, es mir mit einem zweyten Schreiben selbst zuzuschicken. Ich theile auch dieses ganz mit; denn da Herr Klotz es einmal für gut befunden, unser Publicum in einem Privatbrief gucken zu lassen: so mag diesem Publico nun lieber gar nichts verhalten bleiben, was unter uns vorgefallen. Es lautet so:

„Nachdem ich einen ganzen Sommer auf Ihre Ankunft in Halle, mein werhester Herr, „gewartet, und mit dieser Hoffnung mir alles „das Unangenehme, welches mein Professoramt bey sich führet, versüßt hatte, bringt mir „mein Freund, Herr Hausen, die Nachricht, „daß sie in Berlin sind. Es bleibet mir also „nichts übrig, als, um mir das Vergnügen, „Sie zu umarmen, zu verschaffen, selbst nach

*) Volumines III. Pars III.

„Berlin zu reisen, und ich hoffe gewiß, daß ich „auf Ostern meinem Verlangen werde ein Ge„nüge leisten können. Unter die Vortheile, die „ich mir von dem Warschauer Antrage ver„sprach, rechnete ich immer auch den, daß ich „Sie einige Wochen genießen würde.“

„Sie haben mir die Erlaubniß gegeben, „das nieder zu schreiben, was ich bey dem „Lesen Ihres vortrefflichen Laokoons gedacht. „Wenn Sie einige Augenblicke beygelegter „Schrift gönnen wollen, so werden Sie se„hen, daß ich mich derselben bedient habe. „Ein Mann von gegründetem Ruhme und „edlem Bewußtseyn seiner Verdienste, erlaubt „dem andern gern, seine schwachen Bemü„hungen, ihm nachzuahmen, zeigen zu dür„fen, und wenn er auch gleich einsieht, daß „er ihn nicht erreicht, so verzeiht er ihm doch „den Mangel an Kräften, und liebt ihn we„gen seines guten Willens. Dieser Gedanke „verspricht mir eine freundschaftliche Aufnah„me meiner Einfälle von Ihnen.“

„Es war mir genug, daß Herr Hausen mir „sagte, daß einige Berlinische Gelehrte sich „über meinen Auszug aus der allgemeinen „Welthistorie gewundert hätten, um die ganze „Arbeit wieder aufzugeben. Die Umstände, „in welchen ich mich befand, da sie mir ange„tragen wurde, nöthigten mich, eine Sache zu „unternehmen, bey der ich bloß den Fleiß eines „Tagelöhners anzuwenden brauchte. Allein, „schon der Wink eines einsichtsvollen Kunstrich„ters zwingt mich zu erröthen, und lieber alles „einzubüßen, als Vertrauen und Gunst der „Männer, gegen deren Urtheil ich nicht gleich„gültig seyn kann."

„Ich hoffe nun bald durch Bücher und an„dern Vorrath mich in den Stand zu setzen, „ein Buch von der alten Steinschneidekunst zu „verfertigen, wozu ich den Plan seit einigen „Jahren gemacht, und an dessen Ausführung „mich die allhier herrschende Barbarey, und „der Mangel an Hülfsmitteln gehindert."

„Mit einer Hochachtung und Ergebenheit, „in deren Aufrichtigkeit ich niemanden in der

„Welt nachgeben werde, habe ich die Ehre
„zu seyn,“

Ihr

Halle den 11 Oct.
1766.

gehorsamster Diener,
Klotz.

Was sagen Sie zu diesem Briefe, mein Freund? Ist es nicht ein feiner, artiger, süßer, liebkosender Brief; voller Freundschaft, voller Vertraulichkeit, voller Demuth, voller Hochachtung? O gewiß! — Und die Schrift erst, die dabey lag! Das nenne ich eine Recension! Das ist ein Mann, der zu loben versteht! O, wie schwoll mir mein Herz! Nun wußte ich doch, wer ich war! Ich war elegantissimi ingenii vir; ich war verus Gratiarum alumnus; mir hatten die Musen dudum principem inter Germaniae ornamenta locum zuerkannt; ich war es, der nicht anders als cognitis optimis fere omnium populorum libris, artium natura

perspecta, conjunctaque antiquarum litterarum scientia cum recentiorum auctorum lectione, die Feder ergriffen. Nun war mir mein Buch erst lieb! Denn es war dem Herrn Klotz ein aureolus libellus, und er rief einem jeden, der es in die Hand nehmen wolle, mit den Worten des Plato zu, vorher den Grazien zu opfern!

Was werde ich auf diesen Brief, und auf diese Recension, dem allerliebsten Verfasser nicht alles geantwortet haben! Mit welcher entzückten Dankbarkeit werde ich ihm ein ewiges Schutz- und Trutzbündniß gelobt haben! Nicht wahr? —

Ich ersuche Herrn Klotz, meine Antwort auf dieses sein zweytes Schreiben, auf diese seine Recension, drucken zu lassen. Sie wird mich freylich jetzt beschämen, wenn sie so ausgefallen ist, wie ich glauben muß, daß er sie erwartet hat. Aber er schone mich nur nicht; ich muß gedemüthigt seyn: und was könnte mich mehr demüthigen, als mit ihm das Mulus mulum gespielt zu haben?

Vier und funfzigster Brief.

Die Wahrheit, mein Freund, ist, daß ich dem Herrn Klotz auf sein zweytes Schreiben, auf seine Recension — ganz und gar nicht geantwortet habe: daß ich ihm noch heute darauf antworten soll. Ich hatte an seinem zweyten Briefe genug: meine Antwort würde nur vielleicht einen dritten nach sich gezogen haben; und was wäre es, ob ich erst bey dem dritten, oder bey dem vierten abgebrochen hätte? Abbrechen hätte ich doch einmal müssen: und ich denke, je früher eine solche Unhöflichkeit erfolgt, desto kleiner ist sie.

Auf den ersten Brief konnte ich dem Herrn Klotz verbindlich, aber doch noch mit Bestande der Wahrheit, antworten. Ich nahm den Mann vorläufig so an, als ich ihn zu finden wünschte; und wer hat es je für Beleidigung der Aufrichtigkeit gehalten, die Anrede eines Unbekannten mit guter Freund zu erwiedern,

weil ſich endlich findet, daß dieſer Unbekannte weder gut, noch Freund iſt? — Mit dem zweyten Briefe hingegen, war es anders. Ihm verbindlich darauf zu antworten, hätte ich ſchlechterdings gegen meine Ueberzeugung ſprechen müſſen: und nach meiner Ueberzeugung mit ihm zu reden, das hätte ihm leicht empfindlicher fallen mögen, als ich von dem bloßen Stillſchweigen befürchten durfte, von welchem er ſich noch immer eine Urſache denken konnte, wie ſie ſeiner Eitelkeit am wenigſten auffiel.

Und zwar hatte dieſe Alternative, gegen Herrn Klotz entweder den Schmeichler zu ſpielen, oder ihm unangenehme Dinge zu ſagen, einen doppelten Grund. Seine Lobſprüche waren mir äußerſt ekelhaft, weil ſie äußerſt übertrieben waren: und ſeine Einwürfe fand ich höchſt nüchtern, ſo ein gelehrtes Maul er auch dabey immer zog.

Ueber jenes hätte ich ihm ſagen müſſen: „Mein wertheſter Herr, ein anders iſt, einem Weihrauch ſtreuen; und ein anders, einem,

mit Werniken zu reden, das Rauchfaß um den Kopf schmeißen. Ich will glauben, daß Sie das erste thun wollen: aber das andere haben Sie gethan. Ich will glauben, daß es Ihre bloße Ungeschicklichkeit in Schwenkung des Rauchfasses ist: aber ich habe dem ungeachtet die Beulen, und fühle sie. Daß ich ein ziemlich gutes Büchelchen geschrieben, kitzelt mich freylich, selbst von Ihnen zu vernehmen. Es kitzelt mich freylich, mich von Ihnen unter die Zierden Deutschlands gezählt zu sehen: denn wer will nicht gern seinem Vaterlande wenigstens keine Schande machen? Aber nun genug mit dem Kitzeln: denn sehen Sie, ich muß mich schon mehr krümmen, als ich lachen kann. Oder denken Sie, daß meine Haut Elephantenleder ist? Das müssen Sie wohl denken: denn Sie machen es immer ärger, und Sie werden mich todt kitzeln. Sie ertheilen mir unter den Zierden Deutschlands nicht allein eine Stelle: Sie ertheilen mir eine von den ersten, wo nicht gar die erste. Ja, nicht Sie bloß ertheilen sie mir: Sie lassen sie mir von den Musen ertheilen;

und lassen sie mir von den Musen damals schon längst ertheilt seyn. Cui dudum principem inter Germanie ornamenta locum Musae tribuerunt! Mein wertheſter, wertheſter Herr, mir wird bange um Sie. Wenn Sie im Ernſte ſo denken: ſo haben Sie das Pulver wohl nicht erfunden. Sagen Sie es aber nur, ohne ſelbſt ein Wort davon zu glauben, bloß um mich zum Beſten zu haben: ſo ſind Sie ein ſchlimmer Mann. Doch Sie mögen leicht weder ſo ſchlimm, noch ſo einfältig ſeyn: Sie preiſen die Felſenkluft wohl nur des Widerhalls wegen. Sie ſchneiden den Biſſen nicht für meine, ſondern für Ihre Kehle: was mir Würgen verurſacht, geht bey Ihnen glatt herunter. Wenn das iſt, mein wertheſter Herr: ſo bedaure ich Sie, daß Sie an den unrechten gekommen. Den Ball, den ich nicht fangen mag, mag ich auch nicht zurückwerfen. Sie ſind zuverläſſig gelehrter, als ich: aber Sie darum unter die Zierden Deutſchlands einzuſchreiben, Sie hinzuſtellen, wo Sie mich hinſtellen wollen; das kann ich nicht, und wenn es mir das Leben ko-

ſtete! Haben es die Muſen bereits gethan: ſo weiß ich nichts davon, und ohne ſichern Grund möchte ich den Muſen ſo etwas nicht gern nachſagen. Wollen es die Muſen noch thun: das ſoll mich freuen; aber laſſen Sie uns fleißig ſeyn, und warten. Die Ehre iſt am Ziele, und von dem Ziele läuft man nicht aus.“ —

Ueber den zweyten Punkt hätte ich dem Herrn Kloß ſagen müſſen: „Mein wertheſter Herr, ich finde, daß Sie ein ſehr beleſener Mann ſind; oder ſich wenigſtens trefflich darauf verſtehen, wie man es zu ſeyn ſcheinen kann. Sie mögen auch wohl hübſche Collectanea haben. Ich habe dergleichen nicht; ich mag auch nicht ein Blatt mehr geleſen zu haben ſcheinen, als ich wirklich geleſen habe! ich finde manchmal ſo gar, daß ich für meinen geſunden Verſtand ſchon viel zu viel geleſen habe. Mein halbes Leben iſt vergangen, um zu lernen, was andere gedacht haben. Nun wäre es bald Zeit, ſelbſt zu denken; oder wenn es damit zu ſpät ſeyn ſollte, wenigſtens das, wovon ich gelernt habe, daß es Andere gedacht, mir ſo zu

ordnen, mir so zu berichtigen und aufzuhellen, daß es zur Noth für meine eigenen Gedanken gelten kann. Es scheinet nicht, daß Sie schon da halten, wo ich halte; es scheinet nicht, daß Sie das Bedürfniß, in Ihrem Kopfe aufzuräumen, schon so dringend fühlen, als ich es fühle: Sie sammeln noch; und ich werfe schon wieder weg. Ich erkenne es mit Dank, daß Sie so geschäftig und dienstfertig um mich seyn wollen: aber bemerken Sie doch nur, mein wertheſter Herr, daß Sie mir fast lauter Dinge in die Hand geben, die ich dort schon in den Winkel gestellt habe. Vieles geben Sie mir auch für etwas ganz anders in die Hand, als es ist. Ueberhaupt aber verkennen Sie meine Absicht; Sie halten sich bey den beyläufigen Erläuterungen auf, und über die Hauptsache fahren Sie dahin. Ich möchte Sie wohl um mich haben, um Sie als ein lebendiges Regiſter zu nutzen: an Seitenzahlen würden Sie mich nicht Mangel leiden lassen; nur für die Gedanken müßte ich selbst sorgen. Wohl zu behalten, daß ich Ihnen auch noch die Seitenzahlen nach-

zuberichtigen, nicht verſäumte! Denn oft ſagt das Regiſter etwas ganz anders, als das Buch. Ich verſprach mir an Ihnen einen Mann, der mit mir denken würde; und ich finde einen, der für mich nachſchlagen und in den Kupferbüchern für mich bildern will. Wenn Ihnen ein Gefallen damit geſchieht, ſo ſollen Sie mit jeder Ihrer Erinnerungen völlig Recht haben: was mein Buch beweiſen und erläutern ſoll, beweiſet und erläutert es darum nicht ein Haar weniger.“ —

So, und nur ſo, hätte ich dem Herrn Klotz antworten können, ohne meiner Freymüthigkeit Gewalt zu thun. Aber wenn ich mich fragte: wozu dieſe Gewalt? ſo fragte ich mich auch zugleich: wozu dieſe Freymüthigkeit? Was wird ſie nutzen, als daß du dir, aus einem ungewiſſen Freunde, einen gewiſſen Feind machſt? Wähle das Mittel: erſpare deiner Freymüthigkeit die Gewalt, indem du dir die Freymüthigkeit ſelbſt erſpareſt: ſchweig; — Und ich ſchwieg.

Fünf und funfzigster Brief.

Ich schwieg in das zweyte Jahr; und ich würde sicherlich noch schweigen —

„Wenn Herr Nicolai mit seiner Allge„meinen Bibliothek nicht wäre.“

So sagt Herr Klotz! „Damals, sagt er *), „als ich noch an keine Deutsche Bibliothek „gedacht, (als meine Deutsche Bibliothek noch „nicht Schuld war, daß Herr Nicolai von sei„ner Allgemeinen Bibliothek weniger Exemplare „auf der Messe verkaufte **), stand ich bey Herrn „Nicolai und seinen Freunden noch in Gnaden. „Aber sobald ich mich an die Spitze der über„den kritischen Despotismus Unzufriednen stell„te, so sah man mich auch mit andern Augen „an: dann schrieb der jüngere Herr Candidat

*) S. 468.

**) Hallische Zeitung 1768. St. 81.

„Lessing in Berlin wider mich Zeitungsartikel, „wovon der eine so ehrenrührig war, daß er „auf Befehl eines großen Ministers unterdrückt „wurde; dann ergriff Herr Magister Lessing „die Feder; dann ward ich selbst in der Allge„meinen Bibliothek gemißhandelt.“ —

Dieser Magister Lessing soll ich seyn, und dieser Candidat Lessing soll mein Bruder seyn, und wir beyde sollen bloß und allein wider den Herrn Magister Klotz die Feder ergriffen haben, um die Nahrung des Herrn Buchhändlers Nicolai aufrecht zu erhalten!

Ich kann mich rühmen, daß ich schon manche tüchtige Lüge von mir und wider mich zu lesen das Vergnügen gehabt habe; aber so eine grobe, aus der Luft gegriffene, hämtückische ist mir doch lange nicht vorgekommen, als diese Klotzische! Mein Bruder mag sich selbst rechtfertigen, wenn er es der Mühe werth hält. Ob er Zeitungsartikel wider Herrn Klotz gemacht hat, das weiß ich nicht; daß er ehrenrührige gemacht haben sollte, das glaube ich nicht; und gewiß ist es, daß ein solcher ehrenrühriger Ar-

tikel von ihm, auf Befehl eines großen Ministers nicht kann seyn unterdrückt worden, weil in Berlin kein Minister, sondern nur ein Geheimerrath, die Zeitungen censiret. Ein Geheimerath kann ja wohl einem andern Geheimenrathe, auch einen bloß empfindlichen Artikel haben ersparen wollen: und ein empfindlicher Artikel ist noch lange kein ehrenrühriger. Ich möchte Herrn Klotz wohl fragen, ob er diesen ehrenrührigen Artikel selbst gelesen? und ob er es ganz gewiß weiß, daß mein Bruder, und niemand anders, ihn geschrieben? Hat er ihn nicht selbst gelesen, weiß er dieses nicht ganz gewiß; so denke er doch einen Augenblick nach, welche Grausamkeit es ist, einen jungen unbekannten Menschen auf Gerathewohl der Welt damit zuerst bekannt machen, daß man ihm nachsagt, er sey fähig, ehrenrührige Dinge zu schreiben? Eine solche Beschuldigung ist ehrenrührig: und wenn Herr Klotz sie nicht unwidersprechlich erweisen kann: so ist Er der ehrenrührige Schreiber, zu dem er hier meinen Bruder machen will.

Doch wie gesagt, ich will nur meine Thür rein halten: und was braucht es dazu mehr, als eine Erklärung, die ich vielleicht schon längst hätte thun sollen?

Diese nehmlich: Herr Nicolai ist mein Freund; aber mit seiner Allgemeinen Bibliothek habe ich nichts zu schaffen. Sie ist bereits bis auf die Hälfte des neunten Bandes angewachsen, und noch soll ich die Feder für sie ansetzen. Da ist nicht eine einzige Recension, nicht eine einzige kleine Nachricht, welche sich von mir herschriebe! Da ist kein einziges Urtheil, auf welches ich, mir wissentlich, den geringsten Einfluß gehabt hätte!

In dem fünften Bande waren gewisse Psalmen und Threnodieen, die ich noch lesen soll, anders angezeigt worden, als es sich der Verfasser und dessen Freunde versehen hatten. Sogleich erschien ein langes Sendschreiben an mich*), in welchem ich auf die bitterste und

*) In Leipzig bey Hilschern 1768.

verächtlichste Weise darüber zu Rede gestellt ward. Ich möchte nun, hieß es, jene hündische, eselhafte Kritik selbst gemacht haben, oder nicht; so sey es doch immer gut, mir den Kopf dafür zu waschen! Denn es sey doch einmal weltkundig, daß ich einer der vornehmsten Mitarbeiter an der Allgemeinen Bibliothek sey; es geschehe doch unter meinem Namen, daß ein so entsetzlicher Mensch einem der größten Dichter unserer Zeit ein so himmelschreyendes Unrecht zufüge; ich müsse also einem solchen Unwesen steuern, oder wenigstens, wenn mir an der Hochachtung der Welt noch das geringste gelegen sey, öffentlich meinen Abscheu dagegen bezeugen und erklären, daß ich ihm nicht zu steuern vermöge.

Wie man gewisse Dinge gerade deswegen nicht thut, weil gewisse Leute behaupten, daß man sie thun müsse: so bezeugte und erklärte ich von allem, was der Sendschreiber meinte, daß ich nothwendig bezeugen und erklären müsse, schlechterdings nichts. Dieser Elende, dacht' ich, der fähig ist, einen bey

sich niederfallenden Stein in der Wuth aufzugreifen, und ihn dem ersten, den er in die Augen fasset, an den Kopf zu werfen, — dieser Elende mag von dir glauben, was er will! Wer wird es ihm nachglauben?

Aber hierin betrog ich mich. Denn ich habe nachher nur allzu oft die nehmliche Sprache wider mich führen hören. Selbst in diesem Augenblicke lege ich ein Zeitungsblatt des Hrn. Riedels aus der Hand *), in welchem er von dem letzten Stücke der Allgemeinen Bibliothek anmerkt, „daß in zwey Recensionen die Partheylichkeit gar zu sichtbar sey; in der von den Reliquien, und in der, welche die Nachricht von Künstlern und Kunstsachen betrifft.“ „Der bittre Tadel des „Herrn von Heineke, setzt er hinzu, und das „Lob, welches ihm neulich Herr Lessing ertheilte, machen einen Gegensatz aus, bey „welchem wir nicht wissen, was wir denken sollen.“ Nicht wissen, was wir denken

*) Erfurtische gelehrte Zeitung, 43stes Stück.

sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß sie eine Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist, als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft schleudern, der hat es sich selbst zuzuschreiben: auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen, als er fällt —

Seit dem Jahre 61 habe ich für die Journale des Herrn Nikolai gerade einen kleinen Octavbogen geliefert, welcher die Anpreisung eines Werkes enthält, über dessen Güte wir alle einig sind. Dennoch darf Herr Klotz mich zum geschwornen Vorfechter des Herrn Nicolai machen. Dennoch darf —

Doch genug hiervon. Schon wird meine eigene Rechtfertigung mir selbst zum Ekel.

Sechs und funfzigster Brief.

Aber wenn es nicht Herr Nicolai war, wer war es denn, der mich gegen Herrn Klotz aufbrachte? — Denn aufgebracht soll ich doch nun einmal seyn.

Ich weiß nicht, was ich bin, oder zu seyn scheinen mag. So viel weiß ich, daß ich das, was ich bin, mit sehr kaltem Blute bin. Es ist nicht Hitze, nicht Uebereilung, die mich auf den Ton gestimmt, in welchem man mich mit Herrn Klotz höret. Es ist der ruhigste Vorbedacht, die langsamste Ueberlegung, mit der ich jedes Wort gegen ihn niederschreibe. Wo man ein spöttisches, bitteres, hartes findet: da glaube man nur ja nicht, daß es mir entfahren sey. Ich hatte nach meiner besten Einsicht geurtheilet, daß ihm dieses spöttische, bittere, harte Wort gehöre, und daß ich es ihm auf keine Weise ersparen könne, ohne an der Sache, die

ich gegen ihn vertheidige, zum Verräther zu werden.

Was war Herr Klotz? was wollte er auf einmal seyn? was ist er?

Herr Klotz war, bis in das Jahr 66, ein Mann, der Ein lateinisches Büchelchen über das andere drucken lassen. Die ersten und meisten dieser Büchelchen sollten Satyren seyn, und waren ihm zu Pasquillen gerathen. Das Verdienst der besten war zusammen gestoppelte Gelehrsamkeit, Alltagswitz, und Schulblümchen. Bey solchen Talenten konnte er seinen Beruf zum Journalisten von Profession nicht lange verkennen. Er ward es: doch auch nur erst auf Latein. Man lernte aus seinen Actis litterariis, daß er manches gute Buch zu Gesicht bekomme: aber daß er über ein gutes Buch selbst etwas Gutes zu sagen wisse, davon sollen uns diese Acta noch den ersten Beweis geben. Wovon sie uns die häufigsten Beweise gaben, war der unglückliche Hang des Verfassers, in seine Urtheile die diffamirend-

sten Persönlichkeiten einzuflechten. Wenn z. E. ein Gelehrter, der, nach des Herrn Klotz eigenem Geständnisse, sich in seinen ersten Schriften mit Ruhm gezeigt hatte, in seinen letztern allmählich sinkt, oder einen Wisch mit unterlaufen läßt, in welchem man ihn gänzlich verkennet: was thut da Herr Klotz? Ist es ihm genug, den Verfall dieses Mannes anzumerken? die Nachlässigkeiten desselben ins Licht zu stellen? über die anscheinende Unwissenheit zu spotten? Ist es ihm genug, auf die Zerstreuungen von weitem anzuspielen, aus welchen jene Nachlässigkeiten vielleicht entspringen? Zwar wäre auch dieser Schritt schon viel zu vermessen; schon viel zu weit über die Gränze der Kritik. Und doch wie unschuldig wäre er gegen den, den sich Herr Klotz erlauben dürfen. Lesen Sie, wie er dem D. Conradi mitgespielt, und erstaunen Sie *)! Aber erstaunen Sie, nicht sowohl über die Frechheit, als darüber, daß ihm ei-

*) Act. Litt. Vol. II. P. IV. p. 465.

ne solche Frechheit ungenossen ausgegangen. Um seinen Lesern begreiflich zu machen, wie die neuesten Schriften dieses Gelehrten so schlecht ausfallen können; um zu verhüten, — o des wahren Frelons, der sich einbildet, alle Menschen müßten, wie er *), lieber an ihrer Rechtschaffenheit als an ihrer Gelehrsamkeit zweifeln lassen! — um zu verhüten, daß man nicht nach diesen neuesten Schriften die Wissenschaft ihres Verfassers schätze, ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicet, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt — o des kritischen Biedermanns! — erzählt er uns, „D. Conradi habe sich seit einiger Zeit auf „den Weinhandel und aufs Saufen gelegt, „habe seine Creditores, man versteht nicht

*) Der sich ruhig fripon nennen läßt, aber sobald er sich mauvais auteur nennen höret, erbittert ausruft: Arretés, s'il vous plait! on peut attaquer mes moeurs; mais pour ma reputation d'auteur, je ne le souffrirai jamais!

„recht, ob betrogen? oder mit anderer Scha-
„den bereichert? bis er endlich, um bey Eh-
„ren zu bleiben und ſich des Hungers zu er-
„wehren, von Leipzig nach Marburg entwei-
„chen müſſen *)." — Abſcheulicher Recen-
ſent, wer verlangt das zu wiſſen? Sag uns,

*) Hier iſt die ganze Stelle: Eſt haud raro doctiſſimorum ingeniorum haec fortuna, ut, dum genio ſuo nimis indulgent, rebus a libris plane alienis facile diſtrahantur. Talem quoque expertus eſt juris civilis apprime peritus *Conradus*, qui, dum Lipſiae jurisprudentiam docuit, editis initio libris egregiis, eruditi JCti nomen ſibi paraverat, at poſtea, cum ad bibendi ſtudium & vinarium commercium, quod non ſine aliorum invidia, & inſigni creditorum commodo exercebat, ſe convertiſſet, acceptam jam laudem adeo deſeruit, ut aut nihil plane ſcriberet, aut, quando ſuo nomine aliquid edere debebat, vel amici cujusdam, his in litteris minime verſati, opera uteretur, vel ipſe, quicquid in mentem veniſſet, in chartam conjiceret. Quod

ob das Buch ſchlecht oder gut iſt: und von dem übrigen ſchweig! Auch wenn alles wahr iſt, ſchweig; denn die Gerechtigkeit hat dir es nicht aufgetragen, ſolche Brandmahle auf die Stirn des Unglücklichen zu drücken! — Zwar hat Herr Klotz dieſem Schandurtheil die Buchſtaben F. S. A. unterſetzen laſſen; ohne Zweifel, um uns damit zu ſagen, daß er es nicht ſelbſt abgefaßt habe. Aber ſelbſt, oder nicht ſelbſt: es iſt darum nicht weniger ſein Werk. Denn der allgemeine Titel, Acta litteraria ſcripſit Klotzius; macht es dazu, und der Wirth, der in ſeiner Kneipſchenke wiſſentlich morden läßt, iſt nicht ein Haar beſſer, als der Mörder.

Dieſes und unzählicher ähnlicher Frevel

quidem non malevolo animo, aut calumniae cauſa ſcribimus, ſed ut *Conradi* doctrinam ab eorum forte judicio vindicemus, qui eum non niſi ex poſtremis ſcriptis noverunt. Tandem, quo fami famaeque conſuleret, Lipſia abiit in patriam ſuam, Marburgum, &c.

ungeachtet, deren ein einziger hinreichend seyn müßte, auch den besten Kriticus der öffentlichen Verachtung so auszusetzen, daß er sich in seinem Leben nicht wieder unterstände, seine Stimme hören zu lassen, gelang es Herrn Klotz, sich einen Anhang zu erschimpfen, und einen noch größern sich zu erloben. Besonders hatte er einen Schwarm junger-aufschießender Scribler sich zinsbar zu machen gewußt, die ihn gegen alle vier Theile der Welt als den größten, außerordentlichsten Mann ausposaunten, und ihn in eine solche Wolke von Weyrauch verhüllten, daß es kein Wunder war, wenn er endlich Augen und Kopf durch den narkotischen Dampf verlor. In dieser Betäubung wurde ihm das Reich der Lateinischen Sprache zu enge, und er beschloß, seine Eroberungen auch über das Reich der Deutschen zu verbreiten. Die ersten Streifereyen dahin wagte er in ein Paar Werklein, die, höchst arm an Gedanken und Sachen, mit deutschen Worten, aber wahrlich nicht deutsch geschrieben waren. Den-

noch wurden auch diese in den Himmel erhoben; ihr Verfasser hieß in utroque Caesar; und der gute Mann vergaß in vollem Ernste, daß alle diese Zujauchzungen nichts, als der vervielfältigte Widerhall seiner eigenen Bewunderung waren.

Auch das hätte mögen hingehen! Unverdiente Lobsprüche kann man jedem gönnen, und wer sich deren selbst ertheilet, ist damit bestraft genug, daß er sie schwerlich von andern erwarten dürfen. Nur wenn ein so precario, so dolose berühmt gewordener Mann, sich mit dem stillen Besitze seiner erschlichenen Ehre nicht begnügen will; wenn der Irrwisch, den man zum Metecor aufsteigen lassen, nunmehr auch lieber sengen und brennen möchte, wenigstens überall um sich eher giftige Dämpfe verbreitet: wer kann sich des Unwillens enthalten? und welcher Gelehrte, dessen Umstände es erlauben, ist nicht verbunden, seinen Unwillen öffentlich zu bezeigen?

Von einem Manne, der nur eben ver-

ſucht hatte, über einen Kohl, den er zum ſieben und ſiebzigſtenmale aufwärmte, eine deutſche Brühe zu gießen, ward Herr Klotz urplötzlich zum allgemeinen Kunſtrichter der ſchönen Wiſſenſchaften — und der deutſchen ſchönen Wiſſenſchaften! Unter dem Vorwande, daß er und ſeine Freunde mit verſchiedenen Urtheilen, die bisher von Werken des Genies gefällt worden, nicht zufrieden wären, langte er nicht bloß ſeine Läuterungen desfalls bey dem Publico ein, ſondern errichtete ſelbſt ein Tribunal; und welch ein Tribunal!

Er, das Haupt! Er, namentlich! und nicht ohne ſeinen bürgerlichen Titel! Wer iſt der Herr Klotz, der ſich aufwirft, über einen Klopſtock, und Moſes, und Ramler, und Gerſtenberg Gericht zu halten? — Es iſt Herr Klotz, der Geheimerath. — Sehr wohl! damit muß ſich die Schildwache in einer Preußiſchen Feſtung begnügen aber auch der Leſer? Wenn der Leſer fragt: wer iſt der Herr Klotz? ſo will er wiſſen, was dieſer Herr

Kloß ... rieben hat, und worauf sich sein Recht gründet, über solche Männer laut urtheilen zu dürfen. Nicht diese Männer nehmen ihn wegen dieses Rechtes in Anspruch! sondern das Publicum. Die Nachsicht, die das Publicum hierin gegen einen ungenannten kritischen Schriftsteller hat, kann es gegen ihn nicht haben. Der ungenannte Kunstrichter will nichts als eine Stimme aus dem Publico seyn, und so lange er ungenannt bleibt, läßt ihn das Publicum dafür gelten. Aber der Kunstrichter, der sich nennt, will nicht eine Stimme des Publici seyn, sondern will das Publicum stimmen. Seine Urtheile sollen, nicht bloß durch sich, so viel Glück machen, als sie machen können; sie sollen es zugleich mit durch seinen Namen machen; denn wozu sonst dieser Name? Daher aber auch, von unserer Seite das Verlangen, diesen Namen bewährt zu wissen! daher die Frage, ob es verdienter Name, ob es verdienter Name in diesem Bezirke ist? Jeder andere Name ist noch mehr Betrug,

als Bestechung. Und wenn Herr Klotz Staatsminister wäre, und wenn er der größte lateinische Stylist, der erste Philolog von Europa wäre; was geht uns das hier an? Hier wollen wir seine Verdienste um die deutschen schönen Wissenschaften kennen: und welche sind die? Was hat unsere Sprache von ihm erhalten, worauf sie gegen andere Sprachen stolz seyn könnte? stolz? was sie sich nur nicht schämen dürfte, aufzuweisen!

So steht es mit dem Haupte: wie mit den Gliedern? — Ich frage nicht, wer die Freunde des Herrn Klotz sind. Sie wollen unbekannt seyn; und ich denke, sie werden es bleiben. Weder ihren Namen, noch ihren Stand verlange ich zu wissen. Es mögen sich mehr Geheimeräthe unter ihnen finden, oder nicht; sie mögen Professores oder Studenten, Candidaten oder Pastores seyn: sie mögen auf dem Dorfe oder in der Stadt wohnen; sie mögen von ihrer Schreiberey leben, oder nicht: alles das ist eins wie das

andere. Nicht aus dem, was sie sind, laßt uns beurtheilen, was sie schreiben; sondern aus dem, was sie schreiben, laßt uns urtheilen, was sie seyn sollten.

Wahrlich keiner von ihnen sollte Professor seyn, wenigstens nicht Professor in den schönen Wissenschaften. Alle sollten sie noch Studenten, und fleißige, bescheidene Studenten seyn. Denn welcher von ihnen verräth im geringsten mehr Kenntnisse, gründlichere Einsichten, als jeder angehende Student haben sollte? Was ist in ihrer ganzen Bibliothek, das nur ein Mann hätte schreiben können; nur ein Mann, der sich in seinem Fache fühlte? Welches ist die Gattung des Vortrags oder der Dichtung, sie sey so klein als sie wolle, worüber einer von diesen Großsprechern nur eine einzige neue und gute Anmerkung gemacht hätte? Schale, platte Wäscher sind sie alle; keiner hat auch nicht einmal seinen eigenen Ton: alle schreiben sie ein Deutsch, das nicht kraftloser, dissoluter seyn kann. Sie mögen sich darauf verstehen,

einer Ueberſetzung aus alten Sprachen an den Puls zu fühlen, oder einer aus den neuern Sprachen das Waſſer zu beſehen; das müßte aber auch alles ſeyn, womit ſie ſich, zu ihrer Uebung, abgeben könnten. Nicht einmal über Schriftſteller von dem Maße ihrer eigenen Talente ſollten ſie urtheilen wollen: denn es iſt ein ekler Anblick, wenn man eine Spinne die andere freſſen ſieht, und meiſtens ergiebt es ſich deutlich, daß ſie das getadelte Werk, noch lange ſo gut nicht, ſelbſt hervor gebracht haben würden. Aber wenn ſie vollends an die wenigen Verfaſſer ſich wagen, denen es Deutſchland allein zu danken hat, daß ſeine Literatur gegen die Literatur anderer Völker in Anſchlag kommt; ſo iſt das eine Vermeſſenheit, von der ich nicht weiß, ob ſie lächerlicher, oder ärgerlicher iſt. Was ſollen dieſe von ihnen lernen? Soll Klopſtock von ihnen etwa lernen, in ſeine Elegien mehr Fiction zu bringen? und Ramler, in ſeine Oden weniger? So hirnlos dergleichen Urtheile ſind, ſo viel Schaden ſtiften ſie gleichwohl in ei-

schöpf werden kann — Klätscher, Anschwärzer, Pasquillant.

Diese Bestimmung unerlaubter Persönlichkeiten, und eines erlaubten Tadels, ist unstreitig die wahre; und nach ihr verlange ich, auf das strengste gerichtet zu seyn!

Herr Klotz klagt mich an, meine antiquarische Briefe mehr gegen Ihn, als gegen sein Buch gerichtet zu haben, welches, „aus den „persönlichen Beleidigungen, den Zudringlich„keiten, dem Styl, der oft mehr als bloß satyrisch sey, kurz aus dem Tone erhelle, welcher „uns, wider unsern Willen, an den Verfasser „des Vademecum für Herrn Lange zu denken zwinge *)."

Persönliche Beleidigungen! Herr Klotz klagt über persönliche Beleidigungen! Hr. Klotz! Quis tulerit Gracchos &c. Und doch, wo sind sie, die er von mir erhalten haben will? Er zeige mir eine, und ich will kommen, und sie ihm

*) Deutsche Bibl. siebentes Stück, S. 465.

ihm fußfällig abbitten! Durch welches Wort habe ich mich merken lassen, daß ich ihn weiter als aus seinen Büchern kenne? Welcher Tadel, welcher Spott ist mir entfahren, der sich auf mehr gründet, als auf Beweise seiner Unwissenheit und Uebereilung, wie sie in seinen Schriften da liegen? Ich habe ihn ein- oder zweymal Geheimerath genannt; und auch das würde ich nicht gethan haben, wenn er nicht selbst mit diesem Titel unter den Schriftstellern aufgetreten wäre. Was weiß ich sonst von seiner Person? Was verlange ich von ihr zu wissen?

Zudringlichkeiten! — Ich habe mir nur Eine vorzuwerfen: die im Laokoon. Das nicht uneingeschränkte Lob, welches ich Herrn Klotz da ertheilte, mußte mir ihn freylich auf den Hals ziehen. Aber nachher sind alle Zudringlichkeiten von seiner Seite. Was ich dagegen gethan, sind nichts als Abwehrungen; auf jetzt und wo möglich, auf künftig.

Ueberhaupt verstehen sich auf das Raffinement der Höflichkeit die höflichsten Herren am wenigsten. Einer von ihnen sagte zu mir: „aber Herr Klotz ist doch immer so höf„lich gegen Sie gewesen. Sogar seine Re„cension der antiquarischen Briefe ist noch „so höflich!„

Noch so höflich! Der Bauernstolz selbst hätte sie nicht gröber und plumper abfassen können.

Was will Herr Klotz, der mich sonst immer nur schlechtweg Lessing genannt hat, was will er damit, daß er mich in dieser Recension Magister Lessing nennet? Was sonst, als mir zu verstehen geben, welche Kluft die Rangordnung zwischen uns befestiget habe? Er Geheimerath, und ich nur Magister! — Was ist denn Bauernstolz, wenn das nicht Bauernstolz ist?

Und doch wird mir Herr Klotz erlauben, den Abstand, der sich zwischen einem Geheimen-

rathe, wie Er, und zwiſchen einem Magiſter befindet, für ſo unermeßlich eben nicht zu halten. Ich meine, er ſey gerade nicht unermeßlicher als der Abſtand von der Raupe zum Schmetterlinge, und es zieme den Schmetterling ſchlecht, eine Spanne über den Dornenſtrauch erhoben, ſo verächtlich nach der demüthigen Raupe auf dem Blatte herab zu blicken. Ich wüßte auch nicht, daß ſein König ihn aus einer andern Urſache zum Geheimenrathe ernannt habe, als weil er ihn für einen guten, brauchbaren Magiſter gehalten. Der König hätte in ihm den Magiſter ſo geehrt, und er ſelbſt wollte den Magiſter verachten?

Ja, der Magiſter gilt in dem Falle, in welchem wir uns mit einander befinden, ſo gar mehr, als der Geheimerath. Wenn der Herr Geheimerath Klotz nicht auch Herr Magiſter Klotz wäre, oder zu ſeyn verdiente: ſo wüßte ich gar nicht, was ich mit dem Herrn Geheimerath zu ſchaffen haben könnte. Der

Magister macht es, daß ich mich um den Geheimenrath bekümmere: und schlimm für den Geheimenrath, wenn ihn sein Magister im Stiche läßt! —

Ende des zweyten Theils.

Entwürfe

zur

Fortsetzung der Briefe

antiquarischen Inhalts.

Aus Lessing's Papieren.

LVIII.

Fürchten Sie nicht, noch mehrere Briefe im Tone der letztern zu erhalten. Gewisse Dinge verdienten freylich nie gesagt zu werden; und doch müssen sie wenigstens Einmal gesagt werden.

Die persönliche Verhältnisse der Schriftsteller gegen einander interessiren nur kaum den kleinsten Theil des zeitverwandten Publici. Welcher wünscht, daß sein Buch auch bey den Nachkommen nicht ganz vergessen sey, — und welcher sollte es nicht wünschen? — muß über nichts streiten, was nur ihn selbst angeht.

Ob Lessing den berühmten Klotz beneidet hat, was die geheimen Ursachen gewesen, warum er wider ihn geschrieben, verlangt auch schon in zehn Jahren niemand mehr zu wissen. Dann fragt sich bloß: Was hat er gegen ihn geschrieben? Was hat sein Schreiben gegen ihn

genutzt? welche Vorurtheile hat er gegen ihn bestritten? welcher Wahrheiten hat er sich gegen ihn angenommen?

Folglich ist alles sehr unnützes Geschwätz in der Recension des Herrn Klotz *), bis auf das Wenige, was die unter uns streitige Sache selbst betrifft.

Er verspricht mir in einer besondern Schrift zu antworten. Die muß ich erwarten.

Vorläufig will er nur einige Punkte berühren, deren Untersuchung weder Nachschlagen noch Nachdenken erfordert. Es ist nicht die Frage, ob Tuscher für einen Steinschneider gehalten worden, sondern ob er es gewesen. Freilich ist er für einen gehalten worden, und hat gar für einen gehalten werden wollen; und dadurch wurden Gori und Mariette und Giulianelli hintergangen. Aber er ist keiner gewesen; welches Natter beweiset. Natter's

*) In seiner deutschen Bibliothek d. sch. W. St. VII. S. 465.

Zeugniß gilt hier allein, der mit ihm lange Zeit gelebt und gearbeitet hat.

Vettori war seinetwegen in dem nehmlichen Irrthume *). Aber auch das beweiset nichts. Sie wissen alle von ihm nur Ein Stück zu nennen: sein Portrait nehmlich; welcher Versuch aber, wie Natter sehr richtig sagt, noch lange zu keinem Steinschneider macht. Ja, diese Köpfe waren bloße Pasten, über ein Wachsmodell gegossen. Außerdem noch der einzige Kopf der Minerva; aber der war mit dem Messer geschnitten.

Diesen Künstler nannte Klotz gleichwohl einen fleißigen Künstler. Aber fleißig soll hier nicht die Vielheit der Arbeit anzeigen, sondern die Sorgfalt der Ausarbeitung! Woher kennt er die? möchte ich fragen. Hat er ein Stück von ihm gesehen? Ja, diese kann er gar nicht gehabt haben.

*) S. Kollektaneen I, S. 192.

LXIII.

Unter den Gedichten des Marbodus finden sich einige, die ihm gar nicht gehören, und die sein Herausgeber ihrem rechten Urheber wohl hätte wieder zustellen können *).

Eben das ist von den Gedichten des Hildebertus zu sagen **). Von den Gedichten beyder ließe sich zur Berichtigung der klassischen Dichter, woraus jene Stellen genommen sind, vielleicht noch einiger Gebrauch machen.

LXIV.

Gebrauch, den der jüngere Burmann davon zu seiner Anthologie hätte machen können ***).

LXV.

Wenn Klotz Burmannen solche Nachweisungen hätte geben können, so würde es ihm dieser

*) Ebend. Art. Marbodus.
**) Ebend. Art. Hildebertus.
***) S. Kollekt. ebend.

dieser ohne Zweifel Dank gewußt haben. Und so wären wir wieder bey Klotz, dessen besondere Widerlegung ich ruhig erwarte.

Aber nein; er hat sich anders besonnen. Er hat meine Briefe kaum zur Hälfte gelesen, und will sie gar nicht ganz lesen; geschweige, daß er sie zu widerlegen sich die Mühe nehmen sollte. Er ist zu groß, sich mit mir einzulassen; und er läßt seine Kreaturen gegen mich los. Er ist wie der Alte auf dem Berge, der thut, als ob er kein Wasser betrübe, und seine Banditen in der Welt herumschickt.

Von dem elenden Stolze, seinen Gegner nicht lesen zu wollen.

LXVI.

Eine von seinen ersten Kreaturen ist Riedel. Ueber dessen Recension der antiquarischen Briefe in der Erfurter Zeitung *).

*) Der Anfang von Lessings Antwort auf diese Recension fand sich diesem Entwurfe beygelegt, und wird daher hier sogleich mit eingerückt.

„Noch, fängt er an, haben wir die antiquarischen Briefe des Herrn Lessings (erster Theil bey Friedrich Nicolai) nicht ausführlich angezeigt.“

Nein; aber gewandsweise ihnen schon mehr als Einen Hieb zu versetzen gesucht! — Das ist gar recht! So wird der Leser allmählich vorbereitet, und der Verfasser für's erste bey kleinem Feuer gebraten, bis man ihm ganz in die Flamme wirft. Das geht nun los. Der Himmel stehe mir bey!

„Einige Anmerkungen des Herrn Klotz wi„der Herrn Lessing, und eine Recension im „Reichspostreuter haben dem Herrn Verfas„ser die Gelegenheit zu diesem Buche von „256 Seiten in kl. 8. gegeben.“

Ganz recht! In seinem Buche wollte mich Herr Klotz fein höflich eines Bessern belehren; und in dem Reichspostreuter ließ er ausposaunen, daß er mich eines unverzeihlichen Fehlers überwiesen habe. Eine Belehrung, dachte ich, ist der andern werth; und ich würde Hrn.

Klotz gewiß auch recht höflich belehrt haben, wenn ich mich nur auch auf einen hübsch abgerichteten Freund hätte verlassen können, der meine schlaue süße Höflichkeit in gute derbe Wahrheit übersetzte. Aber leider! habe ich keinen solchen Freund. Ich mußte also nur gleich so schreiben, wie ich verstanden zu seyn wünschte. Das ist, nicht höflich, aber wahr.

„In der Vorrede erklärt er sich über den „Ton, den er in diesen Briefen genommen, „und bekennt sich für einen Nachahmer der „Alten, die das Ding, was wir Höflichkeit „nennen, nicht gekannt hätten."

Die Bescheidenheit nicht zu vergessen, welche den Alten anstatt der Höflichkeit eigen war! Ich bekenne mich für ihrem Nachahmer in Beydem, in dem sowohl, was sie nicht hatten, als in dem, was sie hatten. Die Klotze mögen immer über meine Unhöflichkeit schreyen; genug, daß der wahre Gelehrte nie meine Bescheidenheit vermissen soll!

„Herr Lessing wird sich auf gewisse Punk„te besinnen, in welchen man den Alten kei„nesweges nachahmen soll, in welchen man „vielmehr sich nach unsern Sitten, nach un„serer Denkart und unserer Sprache zu rich„ten hat.“

„Herr Riedel traut mir zu vielzu. Wahr„lich, ich besinne mich auf keine solche Punkte. Was bey den Alten recht und gut war, ist noch recht und gut. Doch, ich sehe, er kommt selbst mit einem Exempel meinem Gedächtnisse zu Hülfe.

„Die Alten nannten auch gewisse Glieder „und gewisse Handlungen mit ihren eignen „Namen gerade heraus; uns andern mißfällt „es schon, wenn dergleichen Sachen auch nur „von fern her angedeutet werden.“

Diese Glieder und Handlungen bloß des Titels wegen mit ihren eigenen Namen zu nennen, mißfiel auch den Alten. Es waren nur ihre Pirons, die sich das erlaubten; und auch wir haben ja unsere Katulle. Aber freilich, wenn der Naturlehrer, wenn der Arzt, wenn

der kühne Satiriker diese Glieder und diese Handlungen, der Kürze, des Nachdrucks, des Unterrichts wegen, bey ihren eignen Namen nannten: so hatten die Alten kein Arges dabey; und wir Neuern sollten lieber auch keins dabey haben. — Dieses nun angewandt auf die Höflichkeit! Aus bloßem Kitzel werde ich zuverlässig nie unhöflich gegen Herrn Klotz seyn. Sollte ich ihm auf der Straße begegnen, so werde ich ganz gewiß meinen Hut zuerst gegen ihn abziehen. Sollte ich wieder an ihn schreiben, so werde ich ganz gewiß: Wohlgeborner Herr, insonders Hochzuehrender Herr Geheimerrath, an ihn schreiben, und mich seinen gehorsamen Diener nennen. Sollte ich an Einem Tische mit ihm speisen, so werde ich ganz gewiß seine Gesundheit mit einer tiefen Verbeugung, und genau in der Reihe trinken, die sein Rang erfodert. Sollte ich gar mit ihm zu spielen das Vergnügen haben, so werde ich ganz gewiß mit eben der Höflichkeit sagen, „der Herr Geheimerath haben gewonnen," als: „der Herr Geheimerath sind basta!" — —

LXVII.

Von Riedel's Anmerkungen über den Laokoon. Einige Beweise seiner Unwissenheit. Von der Caricatur. Die Stelle aus dem Cicero *). — Vermuthung, woher die Caricaturgesichter ihren Ursprung haben: aus den komischen Masken der Alten.

LXVIII.

Von dem Gesetze der Hellenodiken. — Die ikonische Statue sollte freylich die größere Ehre seyn. Aber was bewog sie, dieses zur größern, und nicht zur kleinern Ehre zu machen? Warum machten sie die Gefahr, in dem Bilde eines minder schönen Körpers auf die Nachwelt zu kommen, zur größern Ehre? Warum machten sie den Vortheil, sich in einem schönen, aber fremden, Ideal aufgestellt zu sehen, zur kleinern?

*) S. Kollekt. B. II. S. 126.

LXIX.

Von dem Gemälde des Timanthes, und der Verbesseung der Stelle des Plinius, die ich aus dem Gronov wohl soll geborgt haben. Ich kenne Gronov's Noten über den Statius nicht.

LXX.

Von der Vesta, und dem Vorgeben, daß es eine ältere und eine jüngere gegeben habe. Ovid wenigstens hat diesen Unterschied gewiß nicht angenommen.

LXXI.

Von dem Geschrey des Philoktetes. Er erdrückt es, aus Furcht, daß sie ihn sonst nicht mitnehmen würden. Geschrey des Hippolytus.

LXXII.

Das wären einige Proben gewesen, wie gelehrt Herr Riedel ist, mit welchem Scharf-

allen Daktyliotheken am häufigsten, und Plinius sagt ausdrücklich, daß man ihn zum Graben und Siegeln am geschicktesten gefunden habe*). Dingley aber ist um so weniger zu entschuldigen, daß er uns diese Verirrung verursacht, da Hill in seinen Anmerkungen über den Theophrast**) kurz vorher davor gewarnt, und es

*) Libr. XXX. Sect. 31. ed. Hard.

**) Dingley's Anmerkungen sind von 1747, und Hills Theophrast von dem Jahre vorher; wo es Seite 57 heißt: The Jewellers of our time reckon four ſpecies of this ſtone; the common or the red, the white or the yellow, and the Beryll Carnelion. — The laſt, or the Beryll Carnelion, is properly the male oriental Kind; it is of a deeper colour than any of the others, as alſo much harder, and more transparent: some of our Jewellers, knowing of no other Beryll but this, name it ſimply the Beryll: but it ought never to be ſo called but with the addition of its own proper name Carnelion; the Beryll of the Ancients being a ſtone of quite another Kind, transparent

es den unwissenden Juwelieren verwiesen hatte, welche ihren Beryllcarneol schlechtweg Beryll, nennen, als ob sie von dem eigentlichen Beryll gar nichts wüßten. — Das Werk des Cardinals de Cusa, dessen in der Note gedacht wird, mag wohl nicht von dem Steine Beryll handeln, sondern von der Brille, dem Augenglase, auf das geschärfte Gesicht in geistlichen Dingen angewendet. Denn es ist bekannt, daß dieses im barbarischen Latein Beryllus hieß, und ohne Zweifel unser deutsches Brille davon herkömmt. Nicht zwar, als ob die ersten Brillen aus eigentlichen Beryllen wären gemacht worden, sondern weil man vielleicht zu den ersten Brillen ein grünliches Glas brauchte, welches dem Beryll daher ähnlich sah; oder weil überhaupt die Italiäner, wie Boot sagt *), alle Krystalle

parent and of bluish green, and evidently the very Gemm which we now call the *aqua marina*.

*) Libr. II. cap. 20. De Laet will davon zwar nichts wissen; (Lib. I. cap. 10) aber selbst

qui multiplici angulorum reflexu aliquos colores in se habere videntur, Berylle nannten, wovon der Name endlich bis auf das gemeine Glas erstreckt worden. Vielleicht auch, daß der medicinische Gebrauch des pulverisirten Berylls gegen mancherley Beschädigungen der Augen, von dem man in den mittlern Zeiten Aufhebens machte *), zur Uebertragung dieses Namens auf die Brillen etwas beygetragen.

Aber weiter: nach den Beryllen, sagt Dingley, folgt der Plasm, oder schönste Smaragd. Was man unter Plasma verstehen müsse, habe ich schon gezeigt **). Es ist der

diese Benennung der Augengläser von Beryll scheint ein Beweis für den Boot zu seyn.

*) Psellus de Lapidum Virtutibus p. 12. Edit. Bernard. Βηρυλλος — ἐντος ὁ λιθος ἐντασεις ἰαται, και σπασμους, και ὀφθαλμῶν ὀδυνας, και ἰκτερον; intentiones curat, convulsiones, oculorum dolores, auriginem.

**) S. den 25sten Brief.

Prasius der Alten, und demnach so wenig der schönste Smaragd, daß vielmehr gerade nur eine von den geringsten Arten der durchsichtigen grünen Steine so genannt ward, und eigentlich noch jetzt so genannt werden sollte. Wenn Dingley bloß gesagt hätte, daß, nach dem Carneol, es die grünen und grünlichen Steine wären, welche man am häufigsten von den Alten geschnitten finde: so wäre es eher recht gewesen. Denn wirklich findet man deren sehr viele, welche von den Antiquaren bald Plasma, bald Prasma, bald Pras, bald Beryll, bald grüner Jaspis, bald Chrysolith, bald Heliotrop, bald Smaragdit und bald Smaragd genannt werden: aber, wie schon erinnert, einen jeden dieser Namen eher verdienen, als den Namen Smaragd. Sonderbar ist es, daß sie bey den undurchsichtiger, dunkler und schmuziger grünen Steinen sich nicht des Malachites oder Molochites erinnert haben, welche Gemme von dem Plinius doch ausdrücklich reddendis laudata signis *) genennt wird.

*) l. c. Sect. 36.

Die dritte Stelle giebt Dingley dem Hyacinth. Und was nennt er einen Hyacinth? Einen dunkel braunrothen Stein, feurig und durchsichtig. Es ist wahr, das ist der Hyacinth der Alten; aber warum spricht Dingley hier so streng mit den Alten, da er in seinen übrigen Beschreibungen sich so weit von ihnen entfernt? Die neuern Steinkenner verstehen unter Hyacinth einen gelben, honigfarbigen oder citronfarbigen Stein, deren einige nur in das Röthliche spielen *). Sein Hyacinth dürfte schwerlich von dem Amethyste und unserm Granate zu unterscheiden seyn; und ich weiß nicht, mit welcher Zuverlässigkeit man sonach sagen könnte, daß die Alten den Amethyst und Granat sehr selten, den Hyacinth hingegen weit häufiger geschnitten hätten.

*) De Laet. lib. I. c. 6. Recentiorum Hyacinthi sunt flavo colore, interdum simplici, eoque aut saturo aut diluto, vel cum rubedine quidam mixto intensius vel remissius.

Der Uebersetzer hat das englische *Garnet* beybehalten, weil er wegen des vollkommen gleichgeltenden deutschen Namens ungewiß war. Aber er hätte sich kein Bedenken machen dürfen, Granat dafür zu brauchen; es ist durchaus das nehmliche, und einige Engländer schreiben bloß Garnet, weil sie bey einigen ältern italiänischen Schriftstellern Garnato anstatt Granato fanden, welches fast auf die Vermuthung bringen sollte, daß diese Benennung nicht von den Körnern der so genannten Frucht hergenommen, sondern die Verstümmelung von Garamanticus sey. Wenigstens stimmt die Beschreibung, die uns die Alten von dem Carbunculo garamantico geben, mit dem Granat gänzlich überein.

Was Dingley endlich von dem Krystalle sagt, ist nur von dem ganz weißen und dessen Gebrauche zu Siegelsteinen zu verstehen. Da er in weit größern Stücken gefunden wird, als andere Edelsteine, so brauchte man ihn auch zu größern Dingen, zu welchen er häufig geschnitten ward. Aber wie viel gefärbte Krystalle

mögen in den Daktyliotheken für die ächten Edelsteine gelten, deren Farbe ihnen die Kunst zu ertheilen wußte!

Unter den übrigen Anmerkungen sind nicht weniger, eben so unzuverlässige. — Er spricht von einen Vermillionstein, Vermillon-stone; und man sollte glauben, was das für ein besonderer Stein sey. Gleichwohl ist es weiter nichts, als ein Beyname, den die Juweliere derjenigen schönen Art von Granaten geben, deren Farbe sich dem Zinnober nähert *). — Der Onyx und Sardonyx sind ganz falsch angegeben; und von dem wer weiß wo aufgelesenen Achatonyx macht er eine Beschreibung, aus der ich jedem Trotz biete, klug zu werden.

Doch ich will mich bey solchen Kleinigkeiten nicht aufhalten. Nur eins muß ich noch mitnehmen. Dingley sagt: „die Alten gruben auf „ihre meisten Steine, den Onyx und Sardo„nyx ausgenommen, so wie sie gefunden wur„den, weil ihre natürliche Politur alles, was

*) De Laet. lib. I. cap. 3.

„durch die Kunst an ihnen kann verrichtet wer„den, übertrifft.“ Aber man hüte sich, ihm das zu glauben. Entweder die Edelsteine werden als Kiesel gefunden, und diese haben eine rauhe Schale, die ihnen abgeschliffen werden muß, um den durchsichtigern farbigen Kern zum Vorscheine zu bringen; oder sie brechen als Drusen im fremden Steinarten, und diese haben zwar eine natürliche Politur, aber selten oder nie die reguläre Fläche, welche in dem Abdrucke eine egale Area geben könnte.

LXXXI.

Zweytens, von Hill's Kritik über diese Abhandlung.

LXXXII.

Drittens von Kästner's Uebersetzung, und der beygefügten Note.

LXXXIII.

In wie fern von der auf dem Steine befindlichen Vorstellung auf das Alterthum desselben zuverlässig zu schließen sey.

qui multiplici angulorum reflexu aliquos colores in se habere videntur, Beryllе nannten, wovon der Name endlich bis auf das gemeine Glas erstreckt worden. Vielleicht auch, daß der medicinische Gebrauch des pulverisirten Berylls gegen mancherley Beschädigungen der Augen, von dem man in den mittlern Zeiten Aufhebens machte *), zur Uebertragung dieses Namens auf die Brillen etwas beygetragen.

Aber weiter: nach den Beryllen, sagt Dingley, folgt der Plasm, oder schönste Smaragd. Was man unter Plasma verstehen müsse, habe ich schon gezeigt **). Es ist der

diese Benennung der Augengläser von Beryll scheint ein Beweis für den Boot zu seyn.

*) Psellus de Lapidum Virtutibus p. 12. Edit. Bernard. Βηρυλλος — ἀυτος ὁ λιθος ἐντασεις ἰαται, και σπασμους, και ὀφθαλμῶν ὀδυνας, και ἰκτερον; intentiones curat, convulsiones, oculorum dolores, auriginem.

**) S. den 25sten Brief.

Praſius der Alten, und demnach ſo wenig der ſchönſte Smaragd, daß vielmehr gerade nur eine von den geringſten Arten der durchſichtigen grünen Steine ſo genannt ward, und eigentlich noch jetzt ſo genannt werden ſollte. Wenn Dingley bloß geſagt hätte, daß, nach dem Carneol, es die grünen und grünlichen Steine wären, welche man am häufigſten von den Alten geſchnitten finde: ſo wäre es eher recht geweſen. Denn wirklich findet man deren ſehr viele, welche von den Antiquaren bald Plasma, bald Prasma, bald Pras, bald Beryll, bald grüner Jaſpis, bald Chryſolith, bald Heliotrop, bald Smaragdit und bald Smaragd genannt werden: aber, wie ſchon erinnert, einen jeden dieſer Namen eher verdienen, als den Namen Smaragd. Sonderbar iſt es, daß ſie bey den undurchſichtiger, dunkler und ſchmuziger grünen Steinen ſich nicht des Malachites oder Molochites erinnert haben, welche Gemme von dem Plinius doch ausdrücklich reddendis laudata ſignis *) genennt wird.

*) l. c. Sect. 36.

Die dritte Stelle giebt Dingley dem Hyacinth. Und was nennt er einen Hyacinth? Einen dunkel braunrothen Stein, feurig und durchsichtig. Es ist wahr, das ist der Hyacinth der Alten; aber warum spricht Dingley hier so streng mit den Alten, da er in seinen übrigen Beschreibungen sich so weit von ihnen entfernt? Die neuern Steinkenner verstehen unter Hyacinth einen gelben, honigfarbigen oder citronfarbigen Stein, deren einige nur in das Röthliche spielen *). Sein Hyacinth dürfte schwerlich von dem Amethyste und unserm Granate zu unterscheiden seyn; und ich weiß nicht, mit welcher Zuverlässigkeit man sonach sagen könnte, daß die Alten den Amethyst und Granat sehr selten, den Hyacinth hingegen weit häufiger geschnitten hätten.

*) De Laet. lib. I. c. 6. Recentiorum Hyacinthi sunt flavo colore, interdum simplici, eoque aut saturo aut diluto, vel cum rubedine quidam mixto intensius vel remissius.

Der Uebersetzer hat das englische *Garnet* beybehalten, weil er wegen des vollkommen gleichgeltenden deutschen Namens ungewiß war. Aber er hätte sich kein Bedenken machen dürfen, Granat dafür zu brauchen; es ist durchaus das nehmliche, und einige Engländer schreiben bloß Garnet, weil sie bey einigen ältern italiänischen Schriftstellern Garnato anstatt Granato fanden, welches fast auf die Vermuthung bringen sollte, daß diese Benennung nicht von den Körnern der so genannten Frucht hergenommen, sondern die Verstümmelung von Garamanticus sey. Wenigstens stimmt die Beschreibung, die uns die Alten von dem Carbunculo garamantico geben, mit dem Granat gänzlich überein.

Was Dingley endlich von dem Krystalle sagt, ist nur von dem ganz weißen und dessen Gebrauche zu Siegelsteinen zu verstehen. Da er in weit größern Stücken gefunden wird, als andere Edelsteine, so brauchte man ihn auch zu größern Dingen, zu welchen er häufig geschnitten ward. Aber wie viel gefärbte Krystalle

mögen in den Daktyliotheken für die ächten Edelsteine gelten, deren Farbe ihnen die Kunst zu ertheilen wußte!

Unter den übrigen Anmerkungen sind nicht weniger, eben so unzuverlässige. — Er spricht von einen Vermillionstein, Vermillon-stone; und man sollte glauben, was das für ein besonderer Stein sey. Gleichwohl ist es weiter nichts, als ein Beyname, den die Juweliere derjenigen schönen Art von Granaten geben, deren Farbe sich dem Zinnober nähert *). — Der Onyx und Sardonyx sind ganz falsch angegeben; und von dem wer weiß wo aufgelesenen Achatonyx macht er eine Beschreibung, aus der ich jedem Trotz biete, klug zu werden.

Doch ich will mich bey solchen Kleinigkeiten nicht aufhalten. Nur eins muß ich noch mitnehmen. Dingley sagt: „die Alten gruben auf „ihre meisten Steine, den Onyx und Sardo„nyx ausgenommen, so wie sie gefunden wur„den, weil ihre natürliche Politur alles, was

*) De Laet. lib. I. cap. 3.

„durch die Kunst an ihnen kann verrichtet wer„den, übertrifft.“ Aber man hüte sich, ihm das zu glauben. Entweder die Edelsteine werden als Kiesel gefunden, und diese haben eine rauhe Schale, die ihnen abgeschliffen werden muß, um den durchsichtigern farbigen Kern zum Vorscheine zu bringen; oder sie brechen als Drusen im fremden Steinarten, und diese haben zwar eine natürliche Politur, aber selten oder nie die reguläre Fläche, welche in dem Abdrucke eine egale Area geben könnte.

LXXXI.

Zweytens, von Hill's Kritik über diese Abhandlung.

LXXXII.

Drittens von Kästner's Uebersetzung, und der beygefügten Note.

LXXXIII.

In wie fern von der auf dem Steine befindlichen Vorstellung auf das Alterthum desselben zuverlässig zu schließen sey.

Und Winkelmann, von der Nachahmung der griechischen Werke in der Kunst, S. 2: „Die reinsten Quellen der Kunst sind geöffnet. „Glücklich ist, wer sie findet und schmeckt!"

Winkelmann von den mit königlichen Kosten zu Dresden angehäuften Schätzen der Kunst und des Alterthums; und Klotz von einer Sammlung Abdrücke geschnittener Steine.

Klotz, S. 30: Es ist ein sehr unüberlegter Ausspruch eines französischen Skribenten, dessen Buch nicht hätte zur Schande der Deutschen übersetzt werden sollen." Nehmlich Juvenel de Carlencas.

Und Winkelmann, in den Erinnerungen über die Betrachtung der Werke der Kunst, in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, B. V, S. 12: „Auch der Porphyr kann eben so „gut bearbeitet werden, wie vor Alters, welches unwissende Skribenten läugnen, und zuletzt Carlencas in einem Buche, dessen Uebersetzung den Deutschen keine Ehre macht."

Aber Winkelmann dachte überhaupt von den Franzosen ein wenig anders, als Herr Klotz. Er sagt in der Nachricht vom Stoschischen Museum, in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, B. V, S. 26: „Ich kenne aber die Begriffe der Franzosen von der „Schönheit des Alterthums. Unter uns gesagt, ich fürchte mich, unsern Landsleuten etwas zum Nachtheil dieser Nation zu sagen. „Ihre Wuth in Uebersetzung französischer Bücher, die voll von tausend Vergehungen, wie des Barre deutsche Geschichte sind, machen „mir diese Besorgniß."

Klotz sagt, S. 62: „In den Werken der „Alten liegt der Verstand tief."

Und Winkelmann in den angeführten Erinnerungen, S. 4: „Daher liegt der Verstand „der Alten tief in ihren Werken."

Klotz, S. 174: „Die Ausleger sagen, nach „ihrer Gewohnheit, entweder Dinge, welche „uns noch ungewisser machen; oder sie sagen „nichts von denselben. Eine Sache, die sie „mit den Brunnen gemein haben, die oft über„fließen, und dann Mangel an Wasser leiden, „wenn wir es am nöthigsten brauchen."

Und Winkelmann in der Vorrede zur Geschichte der Kunst, S. XXI: „Ueberhaupt sind „die mehresten Skribenten in diesen Sachen „wie die Flüsse, welche aufschwellen, wenn „man ihr Wasser nicht nöthig hat, und trocken „bleiben, wenn es an Wasser fehlt."

XCIII.

Nachtheil der geschnittenen Steine für das Kunstauge, oder das Auge eines jeden andern, der sich darnach bilden will. Die Schönheit läßt sich in so kleinen Figuren bey weitem nicht so deutlich empfinden, daß sie auf die Ausführung im Großen einigen Einfluß haben könnte.

XCIV.

XCIV.

So sehr er Winkelmann ausschreibt, so unterſteht er ſich gleichwohl ihn zu meiſtern, wegen ſeines Satzes, daß die alten Denkmähler aus den mythologiſchen Zeiten vornehmlich zu erklären ſeyen. Vertheidigung dieſes Satzes.

XCV.

Klotzens lächerliche Nachahmung des Winkelmanniſchen Enthuſiasmus. Von dieſem überhaupt. Wie anſtößig die Nachahmung bey der Venus Kallipygia ſey. Chriſt's Geringſchätzung bey dieſer und andern Gelegenheiten. Deſſen Vertheidigung.

XCVI.

Chriſt's weitere Vertheidigung wegen der alten Art in Stein zu ſchneiden. Es iſt nicht einmal Chriſt's Meinung, ſondern ſchon Vettori's, welcher durchaus davon ſpricht, als ob er ſie ausüben geſehen, und ſie umſtändlich beſchreibt.

Es ist kein Schluß von dem, was wir jetzt nicht zu machen wissen, auf die Alten, daß sie es auch nicht gewußt hätten.

Möglichkeit, daß es verschiedene Arten kann gegeben haben; gezeigt an dem, dessen sich Ridaz und Vatze gerühmt haben *),

Auch den Valerio Vincenti hatte man in Verdacht, daß er eine geschwindere Art zu arbeiten haben müsse. S. dessen Artikel bey'm Fueßlin.

XCVII.

Und doch ist Klotz auch der Plagiarius von Christ. Außer dem Beweise, den ich von den Ahnenbildern der Römer insbesondere geführt habe, noch andere aus Christ's Vorlesungen über die Literatur.

*) S. Kollekt. I, S. 268.

Zuſätze

zu den

Briefen antiquariſchen Inhalts.

Von dem Herausgeber.

I.

Zum neunten Briefe.

Th. I. S. 55.

Die Einschränkungen, welche Lessing in diesem Briefe von seiner Behauptung im Laokoon macht, daß die Künstler des Alterthums niemals die Furien abgebildet hätten; sind an sich zwar sehr sinnreich und gegründet. Fast vermuthe ich aber, daß er sie selbst erst nach der Hand zu machen nöthig gefunden habe, und durch die von Klotz ihm gemachten Instanzen dazu veranlaßt sey. Im Laokoon *) wird jene Behauptung wirklich etwas zu ausschließend und allgemein ausgedrückt, und es werden da bloß die Münzen ausgenommen; obgleich der Zusatz, daß die Figuren derselben nicht zur Kunst, sondern zur Bilderſprache gehö-

*) B. IX. S. 30.

ren, welches jedoch auch nicht allgemein zutreffend ist, einen Wink enthielt, den Lessing in diesem Briefe zu seiner Rechtfertigung und nähern Erklärung benutzen konnte, und wirklich auch trefflich benutzt hat.

In dem Vorschlage, daß man dem Namen der Kunstwerke nicht ohne Unterschied allen Antiken, sondern nur denen geben sollte, in welchen sich der Künstler als Künstler zeigen können, bey welchen die Schönheit seine erste und letzte Absicht gewesen, liegt an sich ein sehr richtiger und wahrer Gedanke zum Grunde. Wenn der Bildhauer für irgend einen gottesdienstlichen oder politischen Zweck, der Stempelschneider für irgend eine öffentliche Bestimmung, der Steinschneider für irgend einen eigensinnigen Gedanken einer Privatperson arbeitete: so sah er sich durch dies alles in seiner Kunst, und in der Wahl des Stoffes sowohl als der Behandlungsart, beschränkt, und konnte nicht mehr der Schönheit, als dem höchsten Gesetze seiner Kunst, allein folgen. Hier also mußte er mehr mechanischer, als schöner Künstler seyn.

Aber für uns ist es doch wohl in den meisten Fällen schwer, wo nicht gar unmöglich, den besondern und individualen Zweck jeder einzelnen Antike

zu unterscheiden, und mit Gewißheit zu bestimmen, ob sie eigentliches Kunstwerk, in jenem engern Sinne des Worts, oder bestellte Arbeit, gewesen sey. Und so möchte die Verwirrung und das Mißverständniß in den meisten Fällen durch jenen Unterschied eher vervielfältigt und vergrößert, als vermieden und gehoben werden.

Die Furien im Tempel zu Athen, deren Pausanias gedenkt, und die Lessing für die nehmlichen hält, deren Clemens Alexandrinus erwähnt, waren indeß wohl gewiß von der letztern Art bestellter und verabredeter Arbeiten; sie waren zur Aufstellung in dem ihnen gewidmeten Tempel bestimmt. Aber auch hier waren sie nicht schrecklich, nicht als Göttinnen der Wuth und Zwietracht gebildet; sie hatten, sagt Pausanias, οὐδὲν φοβερόν.

Hiervon aber läßt sich vielleicht noch eine bestimmtere Ursache angeben, als die Absicht der Künstler, das Widerliche zu vermeiden, und auch hier das Gesetz der Schönheit, als das höchste Kunstgesetz, zu beobachten. Man weiß, daß die Erinnyen oder Furien den Namen der Eumeniden, der Gütigen und Wohlthätigen, erst da erhielten, als Orest sie durch Opfer versöhnt, und sich geneigt gemacht hatte. Der Tempel zu Athen, von

dem hier die Rede ist, war nahe an dem Areopagus; und, wie Pausanias unmittelbar vorher sagt, war Orest vor diesem Gerichte, der Sage nach, entsühnt und freygesprochen worden. Man sieht dort noch, setzt er hinzu, einen Altar der Minerva Area, den Orest nach dieser Lossprechung geweiht haben soll. Offenbar stand dieser Tempel mit jenem Gerichtssaale in Verbindung, und, wie es scheint, nicht bloß der Lage, sondern auch der Bestimmung nach. Als Eumeniden also, als ausgesöhnte Göttinnen, hatten sie ihren Tempel nahe bey dem Gerichte, dessen Zweck Schlichtung der Streitigkeiten war. Die Freygesprochenen sollten hier, wie es scheint, den Göttinnen danken, deren Zorn und Rache sie nun nicht mehr zu fürchten hatten. Die Eumenidien waren ein athenienssisches Fest von gleicher Bestimmung. Und an einem andern Orte gedenkt Pausanias *) des Tempels zu Alke, unweit Megalopolis, wo Orest von seiner Wuth geheilt seyn, und den Eumeniden geopfert haben soll. Zum Andenken an diese Begebenheit, setzt er hinzu, hält man sich dort für berechtigt, diesen Göttinnen und den Grazien zu gleicher Zeit zu opfern.

*) L. VIII, c. 34.

II.

Zum neunten Briefe.

S. 63.

Ueber die beyden großen Gemälde des Polygnotus in der Lesche zu Delphi.

Das Werk, worauf Klotz in seiner Abhandlung über den Nutzen und Gebrauch der geschnittenen Steine, S. 104, verweiset, und welches Lessing nicht zur Hand hatte, ist die Histoire de l'Academie des Inscriptions & des belles lettres, Tom. XXVII, p. 34. Es findet sich daselbst ein Auszug aus einer in der Akademie vom Grafen Caylus vorgelesenen Abhandlung, mit der Ueberschrift: Descriptions de deux Tableaux de Polygnote, donnée par Pausanias. Dies sind eben die beyden Gemälde, deren Lessing im Laokoon (Band IX, S. 274.) gedenkt, und denen er alle Perspektiv abspricht.

Graf Caylus geht von der allgemeinen Bemerkung aus, daß Schriftsteller, die von der Malerey

reden wollen, billig von den Grundsätzen dieser Kunst sollten unterrichtet seyn. Dies aber sey, nicht nur bey neuern, sondern auch bey den alten Schriftstellern, selten der Fall. Pausanias redet so oft von Werken der Kunst, die er in den von ihm beschriebenen griechischen Städten antraf; aber er hatte mehr Kenntniß des Alterthums, als der Kunst. In seiner Beschreibung der beyden gedachten Gemälde herrscht durchgehends eine Verwirrung, wodurch die Vertheilung der auf denselben befindlichen malerischen Partien sehr dunkel wird. Die Stelle, welche die Gruppen und Figuren hatten, wird bloß durch die schwankenden Ausdrücke: oben, unten, hernach, u. s. f. bezeichnet, welche doch immer sehr ungewisse Bezeichnungen sind. Eine malerische Composition, sagt der Graf weiter, ist ein Gedicht; man muß sie also eben so entwickeln, wie man den Entwurf eines Gedichts entwickeln würde. Zuerst muß man auf die Hauptgruppe seine Aufmerksamkeit richten, und hernach zu dem Beiwerke, nach Verhältniß seines größern oder geringern Interesse, fortgehen. Man muß die Beschreibung von dem Triumph Alexanders von le Brun nicht mit den beyden Soldaten anfangen, die ein Gefäß tragen. Pau-

sanias hätte folglich in dem zweyten Gemälde gleich Anfangs von der Gruppe reden sollen, in welcher Ulyß vorkömmt. Dies ist die Haupthandlung, welche selbst durch die Ueberschrift seiner Beschreibung: Ulyssens Hinabsteigung zur Unterwelt, angedeutet wird. Man würde dem Polygnotus Unrecht thun, wenn man die Unordnung des Pausanias auf seine Rechnung schreiben wollte; das Alterthum beweiset uns, daß malerische Vertheilung von je her eine bekannte Sache war.

Bey dem allen aber muß man doch dem Pausanias auch Gerechtigkeit widerfahren lassen, und einräumen, daß die Geschichte und Gebräche jener entfernten Zeiten, wovon er uns unterrichtet, beträchtlichere und interessantere Gegenstände sind, als die einzelnen Umstände und Erfordernisse einer Kunst.

Auch muß man, zum Verständniß dieser Gemälde, sich erinnern, daß sie immer noch etwas von der Kindheit der Malerey an sich haben mußten. Polygnotus lebte, nach dem Plinius, vor der neunzigsten Olympiade. Und ein Beweis, daß damals die Malerey noch von jenem Gipfel der Vollkommenheit entfernt war, den sie zur Zeit Alexanders des Großen erreichte, ist das

Beyschreiben aller der Namen, womit diese beyden Gemälde scheinen versehen gewesen zu seyn; jeder Person war ihr Name beygesetzt. Vielleicht hat Polygnotus selbst in der Folge diesen Fehler verbessert; wenigstens geschieht dieses übeln Gebrauchs bey den übrigen Gemälden nicht Erwähnung, welche Plinius diesem Künstler beylegt. Der Fehler war auch nicht ihm allein, sondern seinem Zeitalter eigen: und vielleicht hat er das Verdienst, ihn verbessert zu haben.

Was man indeß an diesen beyden Gemälden mit Recht aussetzen könnte, wäre vielmehr eine zu große Menge einzelner Handlungen, die sich mit den Totaleindruck einer malerischen Composition nicht zu vertragen scheinen. Je einfacher und leichter diese ist, desto deutlicher und einleuchtender ist sie. Polygnotus verlor jedoch seinen Hauptgegenstand nicht aus den Augen; und ungeachtet der Menge von Dingen die er behandelte, wußte er doch die beyden historischen Hauptvorfälle, die er zur Absicht hatte, sehr gut darzustellen. — — Wenn man die beyden Gemälde zu Delphi einzeln durchgeht, so erkennt man darin einen Künstler von noch größerm Umfange des Geistes und der Einsicht, als ihn Pausanias

selbst darstellt. Höchstens ließe sich vermuthen, daß es diesen Gemälden an einer gewissen Harmonie des Colorits und der Composition gefehlt habe, daß in ihnen vielleicht zu viel Monotonie herrschte, und daß in Ansehung der einzelnen Theile, des Effekts und der Zusammenstellung der Gruppen Manches hätte besser seyn können. Zugleich aber muß man annehmen, daß die Zeichnung jeder Figur schön, edel, und im Einzelnen mannigfaltig gewesen sey. — —

Schon im sechsten Bande *) der Mémoires de l'Academie des Inscriptions findet sich eine Abhandlung des Abts Gedoyn, deren Ueberschrift die Erläuterung dieser nehmlichen beyden Gemälde verspricht, obgleich in der Abhandlung selbst nur noch die Beschreibung des ersten enthalten ist. Der Text des Pausanias wird darin übersetzt, und mit historischen und philologischen Anmerkungen begleitet. Graf Caylus, dessen Schrift beyde Gemälde betrifft, betrachtet sie bloß aus dem Gesichtspunkte der Kunst. Beyde Gemälde hat er nach der davon gefaßten und erläuterten Idee

*) Und im neunten Bande der Amsterd. Octav-Ausgabe, S. 72.

von le Lorrain zeichnen und in Kupfer stechen lassen. Auf diese Abbildungen beziehen sich die von ihm über jedes Gemälde gegebenen Erläuterungen und Kunstbemerkungen, worin er dem Texte des Pausanias allmählich folgt.

Freylich aber ist unter diesen Bemerkungen keine, welche die Perspektiv beträfe. Auch konnten die großen Schwierigkeiten, welche sich Lessing in Ansehung derselben mit Recht dachte, dem Grafen nicht auffallen, da er sich die Figuren nicht über sondern mehr neben einander, und die Fläche also nicht bergan steigend fortlaufend dachte. So ganz scheint dies nun zwar den Andeutungen des Pausanias, seinem öftern ἀνωθεν, ὑποτερω, u. s. f. nicht gemäß zu seyn. Aber diese Andeutungen bleiben immer doch noch so schwankend; und dem gewöhnlichen Verfahren der antiken Künstler, auf ihren Gemälden und Basreliefs die Figuren gruppenweise neben einander in die Länge hin zu vertheilen, scheint die Art, wie sich Caylus das Gemälde von der Einschiffung des Menelaus dachte, sehr entsprechend. Und da durch diese Vorstellungsart wenigstens vieke von den Schwierigkeiten, die in der Lessing'schen ganz unläugbar sind,

wegfallen; so wird man doch wohl lieber dem Polygnotus zutrauen wollen, daß er durch dieses Hülfsmittel jenen Schwierigkeiten ausgewichen sey, als daß er etwas so ganz Widersinniges und Unperspektivisches gemalt habe. Bey dem allen ist das von Caylus gedachte und entworfene Gemälde doch sicherlich nicht ganz das Gemälde des Polygnotus.

Aus der sonderbaren Art, womit sich Klotz ausdrückte, mußte übrigens Lessing nothwendig vermuthen, Caylus habe nur Eins derselben „gleichsam neu wieder geschaffen.“ Sie sind aber, wie gesagt, hier beyde nach seiner Idee abgebildet (und glücklicher möchten sie sich wohl schwerlich denken und anordnen lassen.

III.

Zum neunten Briefe.

S. 66.

Wenn Lessing den Künstlern des Alterthums die Kenntniß und Anwendung der Perspektiv ab-

sprach, und Klotz hingegen, der darin dem Sallier, Caylus, Algarotti und andern Vorgängern folgte, sie ihnen beylegte; so war Mißverstand über den Umfang des Begriffes von der Perspektiv der vornehmste Grund der ganzen Streitigkeit. Lessing hat seine Meinung darüber, und die nöthige Einschränkung seines absprechenden Urtheils, in diesem neunten Briefe hinlänglich und scharfsinnig genug aus einander gesetzt; und bey diesen Bestimmungen seines Urtheils sind die von Klotz vorgebrachten Einwürfe so wenig treffend, wie die von ihm dagegen angeführten Beyspiele von Münzen, auf welchen er perspektivische Zeichnung von einer Art fand, deren Kenntniß wohl Niemand den Alten absprechen wird, und die auch Lessing ihnen nicht absprach, nehmlich von der bloßen Linienperspektiv.

In seinem Beytrage zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen beruft er sich S. 185, um zu beweisen, daß die alten Künstler die Regeln der Perspektiv verstanden haben, auf die im Gepräge einiger Münzen vorkommenden Vorstellungen von Gebäuden. Sehr unbestimmt sagt er, daß die rechte Perspektiv freylich selten sey; „allein," fährt er fort, „ich kann doch einige

„Mün-

„Münzen anführen, auf welchen sie gut beobach-
„tet ist.“ Lessing mochte sich nicht einmal die Mühe nehmen, diese Münzen nachzusehen. Die meisten sind aus Gesners Sammlung von römischen Kaisermünzen nachgewiesen; und diese habe ich mir die Mühe genommen, nachzuschlagen.

Zum Beweise, daß das, was er die rechte Perspektiv nennt, auf einigen Münzen gut beobachtet sey, citirt er zuerst aus dieser Sammlung, Taf. XVIII, Nr 16. Aber diese Nachweisung ist falsch. Die bey dieser Nummer zurückgewiesene Nr. 23. auf der sechzehnten Tafel hatte nichts Perspektivisches. — XCI, 34. hat freylich ein kleines auf einem Felsen errichtetes Haus, von zwey Seiten vorgestellt, aber durchaus nicht mit irgend einer Anwendung dessen, was rechte Perspektiv heißen könnte. — CXXXIII, 9. 10. sind Abbildungen von gegeneinander stehenden Tempeln, völlig von eben der Art. — CLXXXIII, 20. gehört kaum hierher, und ließe sich eher als Beyspiel des Unperspektivischen anführen.

Von der Geschicklichkeit der Alten in der Degradation des Plans nach dem Augenpunkte führt er aus eben diesem Münzwerke CXLII, 24 und 25. an. Auch diese Münzen haben nichts, als die ge-

meinste Linienperspektiv, um das Innere eines im ganzen Umfange dargestellten Gebäudes von oben hinein zu zeigen. Und diese Kenntniß den Alten abzusprechen, fiel den Bestreitern der Perspektiv in den Kupferwerken des Alterthums wohl nie ein.

Sodann setzt Klotz hinzu, die gewöhnlichste Perspektiv der Alten sey die von uns so genannte Militarperspektiv von oben herein; und verweiset dabey zuerst auf den Gesner, Taf. V. Nr. 10. Die Vorstellung ist ein länglich-rundes Gebäude, woran nichts Perspektivisches ist, als daß oben das ganze Oval gezeichnet, folglich ein Theil der Hinterseite gezeigt, und die Vorderseite gehörig abgerundet ist. Bey X, 22. ist eben dies, aber noch weit weniger, der Fall; und so auch XXI, 8. in der Abbildung einer Rennbahn; LX, 19. in der Vorstellung eines Amphitheaters; und LXXVI, 29. 30. sind Naumachie und Tempel völlig von gleicher Art.

Endlich giebt er noch die Nachweisung eines, wie er sagt, artigen Beyspiels der Perspektiv von unten heran, aus eben dem Geßnerischen Thesaurus, LXXIX, 30. Es ist nichts weiter, als eine Abbildung der Brücke Trajan's, wo der Ko-

gen unten nicht nur gewölbt, sondern zugleich ein Theil der Unterlage dem Auge sichtbar gemacht ist.

Man sieht also, wie sehr Lessing Recht hatte, wenn er in diesen vorgeblichen Gegenbeweisen nichts Beweisendes zu finden hoffte. Auch der Begriff der Militärperspektiv war, wie Lessing zeigt, von Klotz ganz irrig gefaßt; und man dürfte dreist behaupten, daß die Künstler, vollends die Maler des Alterthums so gut wie gar keine Perspektiv gekannt hätten, wenn ihnen nur diese Art derselben bekannt gewesen wäre. Und L. hat Recht, daß, den Alten in dem Sinne Perspektiv absprechen wollen, wo sie nichts weiter ist, als Wissenschaft, Gegenstände, auf einer Fläche so vorzustellen, wie sie sich in einem gewissen Abstande unsern Augen zeigen, wahrer Unsinn seyn würde.

Nachtrag zum neunten Briefe.

Lessing's Behauptung im Laokoon, S 30, und seine genauere Bestimmung derselben im neunten der Antiquarischen Briefe, erhielt unlängst eine größere Bestätigung durch einen unsrer verdienstvollsten Alterthumskenner. Von dem Hof-

rath Böttiger in Dresden ist die dichterische und artistische Behandlungsart des Mythus von den Furien in einer besondern Schrift *), der er jene Lessingische Behauptung als Motto vorangesetzt hat, mit der ihm eignen Gründlichkeit und großen Belesenheit erörtert worden. Unter andern hat er die Gründe, warum der Künstler in der Darstellung jener Rachgöttinnen anders verfuhr, als der Dichter, in folgender Stelle trefflich entwickelt **):

„Der scharfsinnige, aber auch behutsame Kenner des Alterthums hätte sich nie zu einer so absprechenden Behauptung bewogen gefühlt, wenn nicht die Gründe dazu in jener ganzen Schrift (dem Laokoon) so offen und unwiderleglich aufgestellt wären. Der Dichter kann sich sehr wohl zur Erreichung des Schrecklichen häßlicher Formen bedienen; eine Freiheit, von der Aeschylus

*) Die Furienmaske, im Trauerspiele und auf den Bilderwerken der alten Griechen. Eine archäologische Untersuchung von C. A. Böttiger. Mit 3 Kupfertafeln. Weimar, 1801. gr. 8.

**) S. 64.

nur allzusehr, selbst für die Bühne, Gebrauch gemacht hat. Die Poesie hebt durch die Veränderung ihrer coexistirenden Theile in successive ihre widrige Wirkung fast gänzlich auf. — — Aber Ekel und Häßlichkeit werden in den Formen der bildenden Kunst gleichsam auf immer festgehalten, sind daher nicht einmal einer gemischten Empfindung fähig, und als Vorwurf der Kunst durchaus unzuläßig. Die Künstler also, welche in dem *scenis agitatus Oreste* früh einen Lieblingsgegenstand ihrer Kunstdarstellungen zu behandeln anfingen, bildeten und malten nie eine Furie in allen den Schrecknissen, in welchen das Drama sie aufzustellen Fug und Recht hatte. Der Atticismus, den die weisen Schutzgenossen der Minerva durch die mildere Benennung der zürnenden Rachgöttinnen mit zarter Schonung in die Sprache des gemeinen Lebens übergehen ließen, ging für die idealisirenden Künstler nicht verloren. Sie ließen ihnen gerade nur so viel Ernst, und gaben ihnen nur so viel bezeichnende Merkmale, als erforderlich war, um das Geschäft der Ehrwürdigen kenntlich zu machen." — —

„Als Lessing die oben angeführte Behauptung niederschrieb, waren die Furien auf Denkmälern der alten Kunst noch so selten, daß unter allen, die er selbst anführt *), höchstens nur eine altgriechische, damals noch etruriſch genannte Vase eine unbezweifelte Abbildung davon darbot. Unsre Kenntniß alter Denkmäler hat seit jener Zeit durch die Bekanntmachung so vieler Reliefs und Vasenabbildungen, die man damals entweder noch nicht beschrieben, oder noch gar nicht ausgegraben hatte, ungemein gewonnen. Ich kann eine ganze Reihe dergleichen, die auf den ersten Blick für Vorstellungen jener Furienscene erkannt werden müssen, aus den noch immer sehr unvollständigen Hülfsmitteln, die mir zu Gebote stehen, aufführen. Aber alle beweisen, was Lessing im Voraus so zuversichtlich behaupten konnte, daß die alte Kunst nie Furien, wohl aber idealisirte Eumeniden bildete, und sich durch keine Dichterphantasmen, die des Schrecklichen und Ekelhaften hier nicht genug haben können, von ihrer richtigen Bahn abbringen ließ.“

*) Werke, Bd. IX. S. 30 u. 158. ff.

Die Anführung mehrerer Kunstwerke dieser Art und ihre feine Beurtheilung muß man in der gedachten Schrift selbst nachlesen. Hier hebe ich aus derselben nur noch die Erinnerung aus *), daß Pausanias in der Beschreibung der Kapelle der Furien auf dem Areopag, und der Abbildung dieser Göttinnen **), ausdrücklich die Bemerkung machte, die Lessing in seinem Laokoon für seinen Zweck sehr passend gefunden haben würde: in ihren Bildern sey eben so wenig, als in den Abbildungen der übrigen unterirdischen Götter, etwas Schreckhaftes zu sehen.

Ueber die vom Pausanias beschriebenen beiden Gemälde des Polygnotus in der Lesche zu Delphi sagt auch H. Füeßlin in seinen Vorlesungen über die Malerei ***): es lasse sich aus je-

*) S. 73. Note.

**) PAUSAN. I. 28. p. 108: Τοῖς δὲ ἀγάλμασιν οὔτε τούτοις ἔπεστιν οὐδὲν φοβερὸν, οὐδὲ ὅσα ἄλλα ἀνάκειται θεῶν τῶν ὑπογαίων.

***) Uebers. S. 24.

ner Beschreibung schließen, daß in diesen Gemälden, als ein Ganzes betrachtet, völlig das gefehlt haben müsse, was wir jetzt Komposition nennen. Denn P. fange seine Beschreibung an dem Einen Ende des Gemäldes an, und beschließe sie an dem andern Ende; eine widersinnige Verfahrungsart, wofern man annehmen wollte, daß eine Gruppe in der Mitte des Gemäldes, oder eine Hauptfigur, der die übrigen in gewissem Grade untergeordnet gewesen wären, das Auge auf sich gezogen habe. Und eben so deutlich ergäbe sich, daß diese Gemälde keine Perspektiv hatten; denn die Reihe der auf dem zweiten oder Mittelgrunde befindlichen Figuren werde als über die im Vordergrunde gestellt, und die in der Ferne als über allen übrigen stehend beschrieben. Auch die treuherzige Weise, nach welcher der Maler bei vielen seiner Figuren ihre Namen beischrieb, schmecke gar sehr nach der Kindheit der Malerei." — Hr. F. entschuldigt indeß diese Mängel damit, daß sich Polygnotus vielleicht absichtlich, bei Gemälden, die zu Denkmälern bestimmt und durch ein Gelübde den Göttern geweiht waren, der Befolgung strenger Kunstregeln begeben habe.

Ueber die in diesem Briefe, und sonst so oft, vor und nachher wieder, zur Sprache gebrachten Frage: ob die Künstler des Alterthums die Perspektiv gekannt und in ihren Kunstwerken beobachtet haben, hat neulich Prof. Fiorillo eine neue lehrreiche Untersuchung angestellt *). Es ist darin auch Lessings Behauptung geprüft: daß dieser Theil der Kunst den Alten gänzlich abzusprechen sey. — „Der Ausdruck gänzlich, sagt Hr. F. scheint mir etwas zu hart und zu einseitig, wenn nicht L. unter dem Worte Perspektiv nur dasjenige, was wir Aussicht oder theatralische Scene nennen, verstehen will. Denn hätte er bedacht, daß man keinen Gegenstand, wenn ich nur Grundrisse und geometrische Elevationen ausnehme, ohne irgend einen Gesichts- und Entfernungspunkt auf einer Fläche darstellen kann, und daß die Verkürzung menschlicher Figuren nichts weiter als Perspektiv ist, so würde er es kaum gewagt haben, sich jenes Ausdrucks zu bedienen.“

*) Kleine Schriften artistischen Inhalts von Johann Dominikus Fiorillo. Erster Band. Göttingen, 1803. 8. S. 238.

Daß aber Lessing das Wort Perspektiv mehr in jenem engern Sinne, nicht aber in diesem allgemeinern nahm, sagt er nicht nur ausdrücklich *); sondern man sieht es auch aus der Definition, die er in eben diesem Briefe (S. 62.) von ihr, als von einer Wissenschaft giebt, mehrere Gegenstände mit einem Theile des Raums, in welchem sie sich befinden, so vorzustellen, wie diese Gegenstände, auf verschiedene Plane des Raums verstreuet, mit sammt dem Raume, dem Auge aus einem und eben demselben Standort erscheinen würden. Freilich aber wird dieser engere Begriff in dem Verfolge des Briefes nicht immer fest gehalten, und den Alten zu unbedingt fast jede Art von Perspektiv abgesprochen.

Von der Art, wie L. in den antiquarischen Briefen die von Klotz vorgebrachten Gegengründe aufnahm und zu widerlegen suchte, urtheilt Herr Fiorillo, er habe zwar mit überraschender Gewandtheit und großem Scharfsinn das ganze Räsonnement seines Widersachers vernichtet, aber auch nur zu oft sich selbst widersprochen und in das Gewebe seiner Sophismen verwickelt.

*) Antiquar. Briefe, Th. 1. Br. 1. S. 62.

Uebrigens zieht dieser einsichtsvolle Kunstgelehrte aus seinen Untersuchungen und Prüfungen der bisherigen verschiedenen Meinungen über diesen ganzen Gegenstand folgendes Resultat: „Die alten Künstler kannten die Grundsätze der Perspektiv und übten sie aus; allein Einige unter ihnen, von denen sich zufälligerweise etwas bis auf uns erhalten hat, begingen aus Unerfahrenheit Fehler wider dieselben, indem sie in Einer Darstellung mehrere Gesichts- und Entfernungspunkte und Horizontallinien anbrachten. Diese Fehler sah man gewiß vor zweitausend Jahren in Griechenland eben so gut, als wir gegenwärtig, ein; denn die Principien der Optik, worauf sich die Perspektiv gründet, sind schon deutlich im Euklides enthalten. Und wenn auch seine Voraussetzung von der Verbreitung der Strahlen aus den Augen verworfen ist; so bleibt doch die Richtigkeit der übrigen Folgerungen unangefochten.“

IV.

Zum zehnten Briefe.

S. 73.

Lessing gedenkt in diesem Briefe des bekannten allegorischen Gemäldes, oder der so genannten Tafel des Cebes; und er hat wohl unstreitig Recht, wenn er behauptet, daß in der ganzen Angabe desselben an gar keine Perspektiv zu denken sey, und daß daher alle bisherigen Versuche, es nach des Cebes Beschreibung wirklich zu entwerfen, verunglückt sind. Der von dem jüngern Merian, den er noch den erträglichsten nennt, befindet sich bey der deutschen Uebersetzung von G. J. Schulz, die zu Frankfurt, 1638 und 1656 in 4 gedruckt ist.

Der Graf Caylus verlas in der französischen Akademie der Inschriften den 2ten Sept. 1760. eine Abhandlung deren erster Theil, dieses Gemälde des Cebes betrifft*). Auch er hält die Aus-

*) Ein Auszug derselben steht in der Hist. de l'Acad. des Inscr. T. XXIX, p. 146. f. und

führung des Gemäldes für unmöglich, und bemerkt, daß gleich bey der ersten Einfassung, oder Umzäunung, wie Lessing sie nennt, ein Hauptfehler in der Malerey vorkomme, weil der Zuschauer das vorgestellte Subjekt nicht erkennen, und die Malerey diese Anordnung wegen der Flächen nicht vorstellen konnte. Um die Gegenstände, welche diese drey in einander gefügten Einfassungen einschließen, zu unterscheiden, müßte man seinen Gesichtspunkt sehr hoch nehmen, und gleichsam aus der Luft auf das Gemälde hinab sehen. Aber alsdann könnte der vor dem Thor stehende Haufe nicht da seyn, und man würde unmöglich die Handlungen andeuten können, welche Cebes ihm beylegt. Nimmt man so niedrige Einfassungen an, wie viele Zeichner, und besondes Romyn de Hooghe, in den zu der Beschreibung des Cebes gestochenen Kupfern, gethan haben; wie will man alsdann alle einzelne Handlungen unterscheiden, die, nach der Erzählung des Schriftstellers, in der zweyten und dritten Einfassung sollen vorgefallen seyn?

übersetzt in des Grafen Caylus Abhandlungen zur Geschichte und zur Kunst, B. II. S. 184 f.

Schon hieraus würde folgen, daß Cebes niemals die wesentlichen und unwandelbaren Erfordernisse der Malerey verstanden, und seine moralische Fiction von einer Kunst entlehnt habe, die ihm ganz fremd war. Außerdem aber zeigt der Graf, daß in diesem Gemälde weder Einheit, noch Einfachheit des Subjects ist; daß die handelnden Personen darin gar nicht genug charakterisirt, und daß Dinge darin angegeben sind, die sich durch die Malerey auf keine Weise darstellen und ausdrücken lassen.

V.

Zum zehnten Briefe.

S. 75.

Wenn Klotz*) sich auf den Grafen Caylus beruft, daß er in der Aldrovandinischen Hochzeit, diesem berühmtesten Gemälde unter den wenigen, die uns aus dem Alterthum übrig sind, die perspektivische Anordnung finde, so lieh er dem

*) Ueber den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine, S. 93.

Grafen ganz willkührlich das Beywort, perspektivisch, und ließ ihn dadurch etwas behaupten, was ihm gar nicht in den Sinn kam, und sich auf keine Weise würde rechtfertigen lassen. Er gedenkt dieses Gemäldes freylich in seiner Abhandlung von der Perspektiv der Alten*): aber er sagt vorher in dieser Abhandlung ausdrücklich, daß wir zur richtigen Beurtheilung der alten Malerey die wahren Stücke der Vergleichung nicht mehr haben, und niemals haben können. „Diejenigen," fährt er fort, die wir übrig haben, (ich rede immer von denen vor der Entdeckung des Herkulanum) „stellen überhaupt Figuren vor, die bloß auf „leeren Gründen, und mit einer einzigen Farbe „ausgeführt sind." Und in der Folge, wo er von dem Werthe der alten Freskogemälde redet, sagt er: „wenn man nicht wüßte, daß die Aldrovandi„nische Hochzeit vom Raphael nie wäre gesehen „worden, so könnte man glauben, er würde sie „zum Muster seiner Manier in der Freskomalerey „genommen haben. — Diese aldrovandinische „Hochzeit, sagt er kurz vorher, ist eins der größe-

*) In den Mém. de Littérature, T. XXIII. p. 320; und übersetzt in Caylus Abhandlungen zur Geschichte und Kunst, B. II. S. 195. ff.

„sten Stücke, welche uns von den Gemälden des „alten Roms übrig sind. Die Simplicität und „das Edle seiner Anordnung werden jederzeit „verdienen, daß man seiner gedenkt, bis andere „alte Gemälde erscheinen, die Verdienst genug „haben, das Verdienst desjenigen, das wir vor „Augen haben, zu verdunkeln.“ Also nur das Edle, nicht aber das Perspektivische der Anordnung, rechnet er diesem Gemälde als ein Verdienst an. Er bemerkt freylich noch, daß die Schatten desselben durch Schraffirungen ausgedrückt sind, beynahe wie Raphael bey seinem großen Gemälde von der Schule zu Athen gethan hat und daß diese Schraffirungen dazu dienen, das Wellenförmige, die Erhöhungen und Formen der Körper, auszudrücken. „Ich habe,“ setzt er hinzu, „daher nur auf die Schraffirungen gedrungen, „weil ich sie als eine Folge der Perspektiv an„sehe, welche die Schatten an der aldrovandini„schen Hochzeit ausdrückt, und zugleich zu erken„nen giebt, daß ihr Urheber diesen Theil der Kunst „verstanden habe.“ Aber er giebt selbst zu, daß die zehn Figuren dieses Gemäldes auf Einer Fläche vorgestellt, schlechtweg und natürlich hingesetzt sind, wiewohl er meynt, der Maler habe dabey über-

überall, wo es nöthig war, die Perspektiv bemerkt, nicht bloß in Ansehung der Rundung der Körper und der Andeutung des Zwischenraums, der sie vom Grunde absondert, sondern auch in Ansehung der richtigen Degradation der Körper, welche sein Subject erforderte, z. B des Altars, des Bettes, des Fußbodens, u. s. f. Das alles gehört denn doch nicht zur perspektivischen Anordnung, und beweiset nichts wider Lessing, wenn man auch zugeben will, daß jene Schraffirungen mit zur Perspektiv gehören, wozu man sie doch wohl nur sehr uneigentlich rechnen kann. Man darf auch nur auf die häufigen Abbildungen jenes berühmten Gemäldes *) einen flüchtigen Blick werfen, um sogleich zu sehen, daß die Figuren desselben, wie auf den Basreliefs, bloß neben einander gestellt, nicht aber perspektivisch angeordnet oder gruppirt sind. Und Lessing hatte daher völlig Recht zu sagen: dies Gemälde habe höchstens keine Fehler gegen die Perspektiv, weil sich der Meister keine Gelegenheit gemacht hatte, dergleichen zu begehen.

*) Z. B. im *Montfaucon*, Antiq. expl. T. III. Tab. CXXIX.

Beyschreiben aller der Namen, womit diese beyden Gemälde scheinen versehen gewesen zu seyn; jeder Person war ihr Name beygesetzt. Vielleicht hat Polygnotus selbst in der Folge diesen Fehler verbessert; wenigstens geschieht dieses übeln Gebrauchs bey den übrigen Gemälden nicht Erwähnung, welche Plinius diesem Künstler beylegt. Der Fehler war auch nicht ihm allein, sondern seinem Zeitalter eigen: und vielleicht hat er das Verdienst, ihn verbessert zu haben.

Was man indeß an diesen beyden Gemälden mit Recht ausetzen könnte, wäre vielmehr eine zu große Menge einzelner Handlungen, die sich mit den Totaleindruck einer malerischen Composition nicht zu vertragen scheinen. Je einfacher und leichter diese ist, desto deutlicher und einleuchtender ist sie. Polygnotus verlor jedoch seinen Hauptgegenstand nicht aus den Augen; und ungeachtet der Menge von Dingen die er behandelte, wußte er doch die beyden historischen Hauptvorfälle, die er zur Absicht hatte, sehr gut darzustellen. — — Wenn man die beyden Gemälde zu Delphi einzeln durchgeht, so erkennt man darin einen Künstler von noch größerm Umfange des Geistes und der Einsicht, als ihn Pausanias

selbst darstellt. Höchstens ließe sich vermuthen, daß es diesen Gemälden an einer gewissen Harmonie des Colorits und der Composition gefehlt habe, daß in ihnen vielleicht zu viel Monotonie herrschte, und daß in Ansehung der einzelnen Theile, des Effekts und der Zusammenstellung der Gruppen Manches hätte besser seyn können. Zugleich aber muß man annehmen, daß die Zeichnung jeder Figur schön, edel, und im Einzelnen mannigfaltig gewesen sey. — —

Schon im sechsten Bande*) der Mémoires de l'Academie des Inscriptions findet sich eine Abhandlung des Abts Gedoyn, deren Ueberschrift die Erläuterung dieser nehmlichen beyden Gemälde verspricht, obgleich in der Abhandlung selbst nur noch die Beschreibung des ersten enthalten ist. Der Text des Pausanias wird darin übersetzt, und mit historischen und philologischen Anmerkungen begleitet. Graf Caylus, dessen Schrift beyde Gemälde betrifft, betrachtet sie bloß aus dem Gesichtspunkte der Kunst. Beyde Gemälde hat er nach der davon gefaßten und erläuterten Idee

*) Und im neunten Bande der Amsterd. Octav-Ausgabe, S. 72.

sprach, und Klotz hingegen, der darin dem Sallier, Caylus, Algarotti und andern Vorgängern folgte, sie ihnen beylegte; so war Mißverstand über den Umfang des Begriffes von der Perspektiv der vornehmste Grund der ganzen Streitigkeit. Lessing hat seine Meinung darüber, und die nöthige Einschränkung seines absprechenden Urtheils, in diesem neunten Briefe hinlänglich und scharfsinnig genug aus einander gesetzt; und bey diesen Bestimmungen seines Urtheils sind die vom Klotz vorgebrachten Einwürfe so wenig treffend, wie die von ihm dagegen angeführten Beyspiele von Münzen, auf welchen er perspektivische Zeichnung von einer Art fand, deren Kenntniß wohl Niemand den Alten absprechen wird, und die auch Lessing ihnen nicht absprach, nehmlich von der bloßen Linienperspektiv.

In seinem Beytrage zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen beruft er sich S. 185, um zu beweisen, daß die alten Künstler die Regeln der Perspektiv verstanden haben, auf die im Gepräge einiger Münzen vorkommenden Vorstellungen von Gebäuden. Sehr unbestimmt sagt er, daß die rechte Perspektiv freylich selten sey; „allein," fährt er fort, „ich kann doch einige

„Mün-

„Münzen anführen, auf welchen sie gut beobach-
„tet ist.“ Lessing mochte sich nicht einmal die Mühe nehmen, diese Münzen nachzusehen. Die meisten sind aus Gesners Sammlung von römischen Kaisermünzen nachgewiesen; und diese habe ich mir die Mühe genommen, nachzuschlagen.

Zum Beweise, daß das, was er die rechte Perspektiv nennt, auf einigen Münzen gut beobachtet sey, citirt er zuerst aus dieser Sammlung, Taf. XVIII, Nr 16. Aber diese Nachweisung ist falsch. Die bey dieser Nummer zurückgewiesene Nr. 23. auf der sechzehnten Tafel hatte nichts Perspektivisches, — XCI, 34. hat freylich ein kleines auf einem Felsen errichtetes Haus, von zwey Seiten vorgestellt, aber durchaus nicht mit irgend einer Anwendung dessen, was rechte Perspektiv heißen könnte. — CXXXIII, 9. 10. sind Abbildungen von gegeneinander stehenden Tempeln, völlig von eben der Art. — CLXXXIII, 20. gehört kaum hierher, und ließe sich eher als Beyspiel des Unperspektivischen anführen.

Von der Geschicklichkeit der Alten in der Degradation des Plans nach dem Augenpunkte führt er aus eben diesem Münzwerke CXLII, 24 und 25. an. Auch diese Münzen haben nichts, als die ge-

rath Böttiger in Dresden ist die dichterische und artistische Behandlungsart des Mythus von den Furien in einer besondern Schrift *), der er jene Lessingische Behauptung als Motto vorangesetzt hat, mit der ihm eignen Gründlichkeit und großen Belesenheit erörtert worden. Unter andern hat er die Gründe, warum der Künstler in der Darstellung jener Rachgöttinnen anders verfuhr, als der Dichter, in folgender Stelle trefflich entwickelt **):

„Der scharfsinnige, aber auch behutsame Kenner des Alterthums hätte sich nie zu einer so absprechenden Behauptung bewogen gefühlt, wenn nicht die Gründe dazu in jener ganzen Schrift (dem Laokoon) so offen und unwiderleglich aufgestellt wären. Der Dichter kann sich sehr wohl zur Erreichung des Schrecklichen häßlicher Formen bedienen; eine Freiheit, von der Aeschylus

*) Die Furienmaske, im Trauerspiele und auf den Bilderwerken der alten Griechen. Eine archäologische Untersuchung von C. [illegible] Böttiger. Mit 3 Kupfertafeln. Weimar, 1801. gr. 8.

**) S. 64.

nur allzusehr, selbst für die Bühne, Gebrauch gemacht hat. Die Poesie hebt durch die Veränderung ihrer coexistirenden Theile in successive ihre widrige Wirkung fast gänzlich auf. — — Aber Ekel und Häßlichkeit werden in den Formen der bildenden Kunst gleichsam auf immer festgehalten, sind daher nicht einmal einer gemischten Empfindung fähig, und als Vorwurf der Kunst durchaus unzuläßig. Die Künstler also, welche in dem *scenis agitatus Oreſtes* früh einen Lieblingsgegenstand ihrer Kunstdarstellungen zu behandeln anfingen, bildeten und malten nie eine Furie in allen den Schrecknissen, in welchen das Drama sie aufzustellen Fug und Recht hatte. Der Atticismus, den die weisen Schutzgenossen der Minerva durch die mildere Benennung der zürnenden Rachgöttinnen mit zarter Schonung in die Sprache des gemeinen Lebens übergehen ließen, ging für die idealisirenden Künstler nicht verloren. Sie ließen ihnen gerade nur so viel Ernst, und gaben ihnen nur so viel bezeichnende Merkmale, als erforderlich war, um das Geschäft der Ehrwürdigen kenntlich zu machen.“ — —

ner Beschreibung schließen, daß in diesen Gemälden, als ein Ganzes betrachtet, völlig das gefehlt haben müsse, was wir jetzt Komposition nennen. Denn P. fange seine Beschreibung an dem Einen Ende des Gemäldes an, und beschließe sie an dem andern Ende; eine widersinnige Verfahrungsart, wofern man annehmen wollte, daß eine Gruppe in der Mitte des Gemäldes, oder eine Hauptfigur, der die übrigen in gewissem Grade untergeordnet gewesen wären, das Auge auf sich gezogen habe. Und eben so deutlich ergäbe sich, daß diese Gemälde keine Perspektiv hatten; denn die Reihe der auf dem zweiten oder Mittelgrunde befindlichen Figuren werde als über die im Vordergrunde gestellt, und die in der Ferne als über allen übrigen stehend beschrieben. Auch die treuherzige Weise, nach welcher der Maler bei vielen seiner Figuren ihre Namen beischrieb, schmecke gar sehr nach der Kindheit der Malerei." — Hr. F. entschuldigt indeß diese Mängel damit, daß sich Polygnotus vielleicht absichtlich, bei Gemälden, die zu Denkmälern bestimmt und durch ein Gelübde den Göttern geweiht waren, der Befolgung strenger Kunstregeln begeben habe.

Ueber die in diesem Briefe, und sonst so oft, vor und nachher wieder, zur Sprache gebrachten Frage: ob die Künstler des Alterthums die Perspektiv gekannt und in ihren Kunstwerken beobachtet haben, hat neulich Prof. Fiorillo eine neue lehrreiche Untersuchung angestellt *). Es ist darin auch Lessings Behauptung geprüft: daß dieser Theil der Kunst den Alten gänzlich abzusprechen sey. — „Der Ausdruck gänzlich, sagt Hr. F. scheint mir etwas zu hart und zu einseitig, wenn nicht L. unter dem Worte Perspektiv nur dasjenige, was wir Aussicht oder theatralische Scene nennen, verstehen will. Denn hätte er bedacht, daß man keinen Gegenstand, wenn ich nur Grundrisse und geometrische Elevationen ausnehme, ohne irgend einen Gesichts- und Entfernungspunkt auf einer Fläche darstellen kann, und daß die Verkürzung menschlicher Figuren nichts weiter als Perspektiv ist, so würde er es kaum gewagt haben, sich jenes Ausdrucks zu bedienen.“

*) Kleine Schriften artistischen Inhalts von Johann Dominikus Fiorillo. Erster Band. Göttingen, 1803. 8. S. 288.

„sten Stücke, welche uns von den Gemälden des „alten Roms übrig sind. Die Simplicität und „das Edle seiner Anordnung werden jederzeit „verdienen, daß man seiner gedenkt, bis andere „alte Gemälde erscheinen. die Verdienst genug „haben, das Verdienst desjenigen, das wir vor „Augen haben, zu verdunkeln.“ Also nur das Edle, nicht aber das Perspektivische der Anordnung, rechnet er diesem Gemälde als ein Verdienst an. Er bemerkt freylich noch, daß die Schatten desselben durch Schraffirungen ausgedrückt sind, beynahe wie Raphael bey seinem großen Gemälde von der Schule zu Athen gethan hat und daß diese Schraffirungen dazu dienen, das Wellenförmige, die Erhöhungen und Formen der Körper, auszudrücken. „Ich habe,“ setzt er hinzu, „daher nur auf die Schraffirungen gedrungen, „weil ich sie als eine Folge der Perspektiv an„sehe, welche die Schatten an der aldrovandini„schen Hochzeit ausdrückt, und zugleich zu erken„nen giebt, daß ihr Urheber diesen Theil der Kunst „verstanden habe.“ Aber er giebt selbst zu, daß die zehn Figuren dieses Gemäldes auf Einer Fläche vorgestellt, schlechtweg und natürlich hingesetzt sind, wiewohl er meynt, der Maler habe dabey über-

überall, wo es nöthig war, die Perspektiv bemerkt, nicht bloß in Ansehung der Ründung der Körper und der Andeutung des Zwischenraums, der sie vom Grunde absondert, sondern auch in Ansehung der richtigen Degradation der Körper, welche sein Subject erforderte, z. B des Altars, des Bettes, des Fußbodens, u. s. f. Das alles gehört denn doch nicht zur perspektivischen Anordnung, und beweiset nichts wider Lessing, wenn man auch zugeben will, daß jene Schraffirungen mit zur Perspektiv gehören, wozu man sie doch wohl nur sehr uneigentlich rechnen kann. Man darf auch nur auf die häufigen Abbildungen jenes berühmten Gemäldes *) einen flüchtigen Blick werfen, um sogleich zu sehen, daß die Figuren desselben, wie auf den Basreliefs, bloß neben einander gestellt, nicht aber perspektivisch angeordnet oder gruppirt sind. Und Lessing hatte daher völlig Recht zu sagen: dies Gemälde habe höchstens keine Fehler gegen die Perspektiv, weil sich der Meister keine Gelegenheit gemacht hatte, dergleichen zu begehen.

*) Z. B. im *Montfaucon*, Antiq. expl. T. III. Tab. CXXIX.

Unlängst erst hat einer der geschmackvollsten Alterthumskenner *), der das Original dieses Gemäldes selbst vor Augen hatte, von demselben Gelegenheit genommen, über die richtige Würdigung der Malerey der Alten, und über den mechanischen Theil derselben, einige treffliche Bemerkungen zu machen. Auch er fand die Figuren, nach Art alter Basreliefs, hinter einander auf Einen Plan gestellt, und so wenig durch den Ausdruck eines ungetrennten Antheils an einer sichtbaren Handlung, als durch die Gruppirung, zu Einem Ganzen verbunden. — „Luft- und Linienperspektiv, sagt er in der Folge, ist in keiner mir „bekannten größern Composition der Alten be„obachtet; und wenn man nicht auf eine ganz „unverantwortlich partheyische Art, Ründung „einzelner Figuren, Abstufung und Abschwä„chung entfernter Gegenstände gegen die nähern „in einem geringen Raume, nach dem bloßen „eingebildeten Augenmaße, mit den künstlichen „Regeln der Optik vermengen will so kann

*) Herr Oberappellationsrath von Ramdohr in seinem sehr schätzbaren Werke über Malerey und Bildhauerarbeit in Rom, Th. II, S. 163. f.

„man dreist behaupten, daß die Alten sie nicht „gekannt haben.“ — Und hernach sagt er noch „von den Malern des Alterthums: „Sie mal„ten auch dann, wenn sie mehrere Figuren ver„einigten, immer die einzelne menschliche Form „neben der einzelnen menschlichen Form; dar„um ist es glaublich, daß sie das Helldunkle „vernachlässigt haben, und gewiß, daß sie in der „Luft- und Linienperspektiv bis zu keinen sichern „Regeln fortgeschritten sind.“

Unstreitig dachte Herr von R. an die von **Caylus** und **Klotz** angeführten Stelle des **Plinius**, wo er von dem Stiere des **Pausias** redet, wenn er S. 176. sagt: „Und wenn man von einem „gemalten Ochsen lieset, daß, ob er gleich nur „von vorn zu sehen gewesen wäre, man doch „auf seine ganze Länge habe schließen können: „läßt sich aus diesem perspektivischen Probe„stückchen, dem geringsten unserer Anfänger, „die künstliche Verschmelzung heller und dunk„ler Farben, die weise Vertheilung des Lichts „und Schatten eines **Correggio**, mit Sicher„heit folgern?“

VI.

Zum dreyzehnten Briefe.

S. 194.

Mit diesem Briefe sind im zweyten Theile des 35ste bis 39ste Brief, und der Artikel **Borghesischer Fechter** in den **Kollektaneen** zu vergleichen. Lessing nahm, wie bekannt, seine Meinung, daß diese Statue den **Chabrias**, nach einer Stelle im **Nepos**, darstelle, wieder zurück; und that dies wie Herr Hofrath Heyne bey der Anzeige jenes zweyten Theils dieser Briefe sagt *), mit der Offenherzigkeit eines rechtschaffenen Mannes, und erst nach einer scharfsinnigen Prüfung alles dessen, was dawider gesagt ist, und was noch hätte gesagt werden können. An den **Miles Veles**, setzt Herr H. selbst hinzu, lasse sich weiter gar nicht denken.

Seitdem hat Herr Hofrath Heyne in der zweyten Sammlung seiner **antiquarischen Aufsätze**

*) Göttingische gelehrte Anzeigen vom Jahr 1760, Stück 137. S. 1235.

von den so genanten Fechtern überhaupt gehandelt. Er hält es, aus verschiedenen Gründen, für mehr als unwahrscheinlich, daß von allen Statuen der sogenannten Fechter wirklich einer ein Fechter sey. Am unschicklichsten findet er diese Benennung von dem Borgheſischen Fechter, dieſer edlen schönen Figur eines so vortrefflich athletisch ausgearbeiteten Körpers eines jungen Kriegers im höchsten Grade der Spannung aller Muskeln, und doch ohne Uebertreibung. Ihm ist es wahrscheinlich, daß er ehedem eine Gruppe mit andern Figuren ausgemacht, und daß vor ihm eine Figur zu Pferde gestanden habe, gegen die er sich vertheidigte. Die Richtung des Kopfes scheint ihm zu lehren, daß er sich gegen einen Angriff von oben her verwahrt habe, und daß er eine Wunde von unten auf, wie in eines Pferdes Bauch oder Brust, anbringen wolle. Auch ist es ihm sehr wahrscheinlich, daß es ein historisches Stück sey.

Herr von Ramdohr*) findet die Gründe für das Unpassende der Benennung eines Fechters, nicht befriedigend genug. Das ausgezeichnete Edle

*) Ueber Malerey und Bildhauerarbeit in Rom Th. I, S. 326.

Princiana, T. II. p. 59.) es ist ein Heros zu Fuß der gegen einen höher stehenden Feind ankämpft. Dies zeigt der ganze Ausfall und das Augenmerk der Statue. (Vergl. Heyne's Antiquar. Aufs. II. 229 ff.) Was Visconti schon bei Erklärung einer Amazonenschlacht (Museo Pio-Clementino, T. IV. pl. 21.) gemuthmaßt hatte, bestätigte sich noch mehr durch eine Vasenzeichnung, die Millin (Monument Inédits, T. I. pl. 36.) abbilden ließ, wo Theseus im Kampf mit den Amazonen durchaus in derselben Stellung erscheint. So ist jene berühmte Statue höchst wahrscheinlich ein Theil einer Gruppe eines Amazonenkampfes, wo nur die Amazone zu Pferde fehlt, und Theseus allein noch übrig ist. Theseus selbst aber wurde, als Stifter der Gymnastik in Athen, vorzüglich gern mit einem gymnastisch gebildeten Körper und in gymnastischen Stellungen vorgestellt. Daher die verführerische Aehnlichkeit mit einer gymnastischen Figur."

VII.

Zum sechzehnten Briefe.

S. 113.

Nichts kann ungereimter seyn, als wenn Klotz die Neigung Mäcen's zu Edelsteinen aus dem Fragment seiner Verse an Horaz beweisen will. Um so viel ungereimter, weil nach der Lesart bey m. Isidor, und selbst nach der Wiederherstellung des Aleiatus, vollends gar nichts aus diesen Versen folgen würde. Denn der letztere lieset sie:

Lucentes, mea vita, nec smaragdos,
Beryllos mihi, Flacce, nec nitentes,
Nec praecandida margarita quaero,
Nec quas Thynica lima perpolivit
Annellos, nec Jaspios lapillos.

Aber auch die Lesart des Turnebus in den ersten Versen:

Lugent te, mea vita, te smaragdos,
Beryllos quoque, u. s. f.

könnte eben so gut Horazens, als Mäcen's Vorliebe für Edelsteine beweisen. Diese Verse

Stein nicht einmal geschliffen, sondern völlig so gewesen sey, wie er aus der Hand der Natur gekommen.

Ich weiß, daß mehrere Gelehrte diese Worte so verstanden haben *). Sie könnten indeß auch nur sagen wollen, daß dieser Edelstein, der zu Rom im Tempel der Göttinn der Eintracht gezeigt wurde, sich völlig unversehrt von Brüchen oder anderen Beschädigungen erhalten habe. Doch, die Angabe des Plinius mag immerhin so zu deuten seyn. In den Stellen des Herodot, Pausanias und Tzetzes, wo dieses Ringes Erwähnung geschieht **), dünkt mir aller von Lessing angewandter Scharfsinn nicht hinreichend zu seyn, die Voraussetzung einer geschnittenen Gemme in diesem Ringe hinweg zu erklären.

Lessing's erster Grund dawider bezieht sich auf den Künstler, der ihn geschnitten haben soll, den Theodor von Samos. Dieser wird sonst mehr als

* Z. B. Christ, Abh. über die Literatur und Kunstwerke, S. 292. *Mariette*, Tr. des P. gr. T. I. p. 13.

**) *Herodot*, L. III. c. 41. *Pausan.* L. VIII, c. 14. *Tzetzes* Chil. VII, Hist. CXXI.

als Bildhauer, oder vielmehr Bildgießer, und Baumeister angeführt: und Lessing hält es fast für ein wenig zu viel, ihn auch zum Steinschneider zu machen. Aber war eine solche Vereinigung mehrerer bildenden Künste nicht bey mehrern griechischen Meistern der Fall? Und sollte wohl die von Lessing angenommene Erklärung der Stelle beym Herodot ungezwungen genug seyn, daß mit dem Zusatze: ἦν δὲ ἐργον Θεοδωρε τε Τηλεκλεος Σαμιυ, bloß so viel gesagt sey, als Theodor habe diesen Stein gefaßt? Dieser Zusatz geht wohl offenbar auf das ganze Vorhergehende, und steht nicht zu nächst bey dem Worte χρυσοδετος, sondern unmittelbar nach σμαραγδε μεν λιθε ἐουσε. Alle bisherige Ausleger haben ihn von der Angabe des Künstlers verstanden, der die Figur in den Stein geschnitten habe.

Und daß dieser Stein ein geschnittener gewesen sey, oder doch von Herodot als ein solcher gedacht wurde, scheint das Wort σφραγις noch bestimmter anzudeuten. Selbst die Erklärung dieses Worts beym Pollux lehrt es, daß bey diesem Worte, von einem Ringe gebraucht, allemal ein Siegelring, also ein Ring mit eingegrabenen Fi-

guren oder Schriftzügen, zu verstehen sey. Dies deuten die Worter ἐπισημως und σεμαντρα deutlich genug an; und das: ἡ λιθος ἐν αυτοις ἐχοντας, ist nicht dawider; denn es giebt nur die mit Zeichen oder Figuren versehene Materie an, die entweder Metall oder Stein war. Σφραγις und σφραγιδιον mag immer in der Folge metonymisch schlechthin für Ringe oder Edelsteine, wie man sie in Ringen zu tragen pflegt, gebraucht worden seyn; aber wenigstens nahm man dabey doch auf ihre Bestimmung, und wo nicht auf die darein bereits gegrabenen Zeichen und Bilder, doch wenigstens auf ihre Fähigkeit und Empfänglichkeit dazu, gewiß Rücksicht.

Bey'm Pausanias ist der Ausdruck noch deutlicher; denn hier ist Stein und darein geschnittenes Siegel in den Worten: Θεοδωρε ἐργον ἐν και ἐπι τω λιθω της σμαραγδω σφραγις, offenbar unterschieden und das letztere als auf dem erstern befindlich angegeben. Noch bestimmter aber sagt Tzetzes von diesem Smaragd:

ὁ τιχνικως ἐσφραγισεν ὁ δακτυλιογλυφος
Θεοδωρος ὁ Σαμιος.

Dies σφραγίζειν kann doch wohl unmöglich fassen oder irgend etwas anders, als Eingrabung des Siegels und der dazu bestimmten Figur, bedeuten.

Auch das ist mir nicht wahrscheinlich, daß Plinius in der oben gedachten Stelle und den gleich darauf folgenden Worten, die Epoche der erfundenen, oder in Griechenland wenigstens bekannter gewordenen Kunst in Stein zu schneiden, habe bestimmen wollen. Eher würde ich vermuthen, er habe mit den Worten *illibata, intactaque* wirklich andeuten wollen, der Stein sey ungeschnitten gewesen, habe dabey die gewöhnliche Angabe, daß die Gemme des Polykrates ein Smaragd gewesen, in Gedanken gehabt, und in dieser Rücksicht hinzugesetzt: Ismenae aetate, multos post annos, apparet scalpi etiam smaragdos solitos. Freylich nannte Plinius kurz vorher den Stein des Ringes einen Sardonyx; aber Widersprüche sind bey ihm nicht selten; und selbst in dieser Stelle findet sich auf jeden Fall ein anderer Widerspruch, mit dem, was er in der Folge von den Smaragden sagt: decreto hominum smaragdis parcitur, scalpi vetitis.

und Quintilian, erwähnt wird *). — Wenn indeß von dem hohen Preise der auch von den geringern Leuten unter den Cyrenäern getragenen Ringe die Rede ist, so muß allerdings nicht bloß der hohe Preis des Schnitts und der Arbeit, sondern auch der Werth der Edelsteine selbst, mit in Anschlag gebracht werden.

Die Stelle bey'm Plinius, wo von dem Smaragde des Ismenias die Rede ist, hat übrigens Lessing wohl sehr richtig, und Hardouin ganz falsch verstanden.

XII.

Zum sechs und zwanzigsten Briefe.

S. 181.

Daß die Steine, welche Theophrast und Plinius unter den Namen *Sapphirus* und *Cyanus*

*) *Fabricii* Notitia Comicor. deperditor. in *Biblioth. Gr.* ex. ed. *Harlesii*, Vol. II, p. 446.

beschrieben, ganz von dem heutigen Sapphir verschieden sind, zeigt Herr **Brückmann** in seiner Abhandlung von Edelsteinen, S. 97. f., und in den Beyträgen dazu, S. 51. f. In der ersten dieser Stellen wird zugleich die von mehrern angenommene Meinung bezweifelt, daß der Amethyst der Alten unser Sapphir gewesen sey, wofür Herr B. eher ihren *beryllus aeroides* halten möchte.

Ueber diesen und ähnliche Gegenstände in den antiquarischen Briefen hatte ich von der Freundschaft des Herrn Berghauptmanns **von Veltheim**, eines der einsichtsvollsten und scharfsinnigsten Kenner, Beyträge zu den gegenwärtigen Zusätzen zu haffen, wodurch sie gewiß an Interesse ungemein würden gewonnen haben. Um so mehr bedaure ich, daß überhäufte Geschäfte andrer Art meinen würdigen Freund jetzt an der Erfüllung seines Versprechens hindern, ob ich mir gleich das Publicum auch dadurch zu verbinden glaube, daß ich nicht ablasse, ihn bey größerer Muße zur öffentlichen Mittheilung dieser Untersuchungen auf einem andern Wege dringend aufzufordern.

XIII.

Zum sechs und zwanzigsten Briefe.

S. 135.

Ueber dasjenige, was die erst in neueren Zeiten entstandene Benennung des Achatonyx betrifft, vergleiche man diesen Artikel im ersten Bande der Lessingischen Kollektaneen, S. 18. f. und die daselbst beygefügten Anmerkungen des Herrn Leibmedikus Brückmann. Ich setze hier nur noch dasjenige her, was Mariette *) über diesen Stein erinnert, da sein Buch vielleicht nur wenigen Lesern zur Hand seyn möchte:

On ne grave en creux avec succès que sur des Agathes d'une seule couleur, qui sont le plus ordinairement noires, rougeâtres, tannées, brunes, bleuâtres, ou ardoisées, ou bien sur les *Agathes* qu'on nomme *Onyx*. Celles-ci cachent sous une épaisseur blanche & assez mince, une masse noire,

*) Traité des Pierres gravées, T. I, p. 182.

griſe ou rongeâtre, qui paroit ſous cette eſpèce de peau comme la chair au travers de l'ongle *), & que le graveur découvre pour peu qu'il enfonce ſon outil: de cette manière ſa gravure en creux prend de la couleur, elle ſe detache en brun ſur un champ blanc, & elle ſe trouve encore environnée d'un cercle brun qui lui ſert comme d'une bordure; car il faut ſuppoſer que l'Agathe aura été abattue en talus, & qu'il ne reſte plus de blanc ſur ſes bords: c'eſt ce qu'on ne manque guère d'obſerver. Cependant quelqu'avantageuſement que ſe préſente une telle gravure, il faut convenir qu'une *Agathe - Onyx* réuſſit beaucoup mieux dans la gravure de relief, & que c'eſt ſa véritable deſtination.

Il doit ſe trouver dans une belle Agathe de cette dernière eſpèce, entre quelques lits de différentes couleurs, un lit blanc également répandu dans toute l'étendue de la pierre; & pour produire un effet heureux & dont on puiſſe tirer parti, la couleur de chaque lit doit trancher net, & ne ſe point confondre avec la couleur

*) On prétend que c'eſt là l'origine du mot *Onyx*, derivé du Grec, Ὄνυξ, *ongle*.

Anlaß gegeben hätten; so war Lessing ganz der Mann dazu, hier Licht zu verbreiten. Denn sowohl in den ältern als neuern Sprachen war er kein Fremdling, und sein kritisches Genie und sein Forschungsgeist hatten einen sehr hohen Grad von Kultur erreicht. Nur war er freylich weder Steinkenner noch Mineralog. Wenn er daher sagt *): „Bloß die reguläre Lage der „farbigen Streife macht den Achat zum Onyx;" so nahm er den Achat als den Geschlechtsnamen aller dieser Steine an, wie es viele Antiquare vor ihm gethan haben und noch thun. Wahre Steinkenner werden indeß ihnen hierin nicht beistimmen."

Uebrigens enthält sowohl diese Brückmannische Schrift, als der auf Veranlassung einer sehr zudringlichen Köhlerschen Antwort, im Jahr 1804 gelieferte Nachtrag derselben, manche Aufklärungen eines sehr erfahrnen Kenners über die von Lessing in diesem und dem acht und vierzigsten Briefe behandelten lithographischen Gegenstände.

*) Briefe antiquar. Inhalts, I. 26. II. 50. Kollektan. 1. 21.

XIV.

Zum sieben und zwanzigsten Briefe.

S. 191.

Wenn Klotz den Gebrauch der Diamantspitze bey der mechanischen Arbeit der alten Steinschneider bloß darauf einschränkte, daß sie alsdann erst sey gebraucht worden, wenn das Rad das Gehörige schon verrichtet gehabt habe; und daß diese Diamantspitze bloß dazu diene, die vom Rade noch übrig gebliebenen groben und nicht zart genug verarbeiteten Partien sanfter und verlaufend zu machen: so wurde er höchst wahrscheinlich durch eine Stelle im Marietze dazu verleitet, der in der genauen und ausführlichen Beschreibung des Praktischen der Steinschneidekunst *) diesen Gebrauch der Diamantspitze erwähnt, aber ihn doch nicht als den einzigen erwähnt, und ihn auch nicht auf bloße Nachhülfe und Abglättung einschränkt. Er sagt nehmlich davon zuerst überhaupt: Outre

*) Tr. des pierres gravées, T. I, p. 201. ff.

ſchätzbaren Zuſätzen zur neueſten Ausgabe der Archäologie des ſel. Erneſti *). Nachdem er bemerkt hat, daß die alten Künſtler ſich eben ſo wie die neuern des Rades, und, wie er glaubt, auch des Diamantpulver, höchſt wahrſcheinlich bedienten, ſetzt er hinzu: eos, veriſimile eſt, *Adamantem* quoque *acuminatum*, ſive natura, ſive arte, ſive forte, dum pulveris cauſſa tundebatur, ita factum; quod poſterius Plinii verba (H. N. lib. XXXVII. c. 4.) indicare videntur, inſtrumentis quibusdam incluſiſſe; incluſum uſurpaſſe ad finiendas particulas & lineas tenuiſſimas, quae terebrarum fervore, nondum filo ſatis tenero & ſubtili, ſed quaſi craſſiori ductae, nec ſatis ad amuſſim praeciſae & elaboratae erant: qua in haereſi quoque fuit *Klotzius*, dum in vivis eſſet, celeberrimus. Quid? quod non minus fieri potuit, ut ejusmodi adamante ecuminato, idoneisque manubriolis incluſo, extrema figurae, vel figurarum lineamenta in gemmis ducerent, & partium ſingularum dimenſiones, juſtumque locum deſignarent, antequam eas terebrando tentarent. Manus enim firmior & exercitatior ſimile quaſi telum facilius & rectius gerere,

*) p. 272.

gerere, sine ullo errandi metu dirigere, eodemque lineas extremas in gemma fidentius ducere, quam illas, terebra, quae minus in ipsius erat potestate, leviſſime deſignare potuiſſe, mihi certe videtur. Quin probabile eſt, quas pluribus in gemmis extremas figurarum lineas, easdemque artis legibus convenientiſſime exactiſſimeque ductas, ſeſe animadvertiſſe, teſtatur *Lippertus* (Praefat. Dactylioth. p. XXIX.) eas non terebrae fervore, ſed ejusmodi adamante acuminato ſcalptas fuiſſe. Quam conjecturam meam dijudicent, ac vel probandam, vel improbandam ſtatuant lectores me prudentiores.

Nachtrag zum ſieben und zwanzigſten Briefe.

Ueber den Gebrauch, den ſchon die Steinſchneider der Alten von der Diamantſpitze gemacht haben müſſen, verdient auch das geleſen zu werden, was der verſtorbene Graf von Veltheim dar-

dies Mittel oder Werkzeug eigentlich gehalten habe, weil er sie erst durch Versuche bestätigen zu können wünschte.

Fast aber scheint es mir, daß Plinius unter dem, was er schlechthin *ferrum* nennt, die Art von kleinen Säaen, welche man Bolzzeiger und Spitzzeiger nennt, und unter dem *ferro retuso* die Rundperl, oder die Bouterolle, verstehe. Von dieser letztern giebt Mariette folgende Beschreibung *): d'autres (outils) en plus grand nombre ont une petite tête exactement ronde, comme un bouton; on le nomme *Bouterolles*. Ce bouton dans quelques-uns est coupé par la moitié, & devient par ce moyen tranchant sur ses bords; tantôt il présente une tête convexe, & tantôt une tête plate: on peut appeller ces outils *Demironds*. Le bouton qui termine ceux qu'on nomme *plats*, ne se peut mieux comparer qu'à une petite meule, & ceux qui ont le nom de *Charnière*, ont pour petite tête une manière de virole, ou emporte-pièce. De tous ces outils ce sont ceux dont le graveur fait le moins d'usage; ils ne sont propre qu'à enlever de grandes pièces, ou *à percer une*

*) Principes de l'architecture, L. II, c. 8.

pierre. Mr. *Felibien*, qui a écrit, qu'on faisoit cette dernière opération avec un Diamant ferri au bout d'une petite pointe de fer, ne faisoit pas attention qu'on risquoit avec un pareil instrument d'éclater une pierre, ce qui n'arrive point en se servant d'une charnière. Il y a encore des outils, qui se terminent *en une pointe mousse*, & de toutes ces différentes espèces le graveur en fait tourner, ou les tourne lui-même de divers calibres, pour les employer suivant que demande la nature de l'ouvrage.

XVI.

Zum neun und zwanzigsten Briefe.

S. 212.

Sehr richtig unterscheidet Lessing die Torevtik der Alten von ihrer Toreutik. Jenes war ihre Drechslerkunst, dieses ihre erhobene Arbeit in Silber und andern Metallen vermittelst des Formens und Gießens. Und so sind auch die bey-

— — — — pocula ponam
Fagina, caelatum divini opus Alcimedontis,
Lenta quibus *torno* facili superaddita vitis
Diffusos hedera vestit pallente corymbos.

Und sagt darüber: Profecto vix ac ne vix quidem fieri potest, hoc enim τῶν ἀδυνάτων, ut vitis & hederae corymbi in poculo per tornum exprimi queant, vel imprimi. Er zeigt, daß in der Stelle des Theokrit, die Virgil hier wahrscheinlich vor Augen hatte, γλύφανον stehe, welches *caelum*, nicht *tornus* bedeute. Aber auch hier könnte man annehmen, daß *tornus* für *caelum*, den Meißel oder das Schnitzmesser gebraucht sey, womit die Figuren erhoben geschnitzt werden *).

Daß übrigens die Alten die Kunst des Drechselns, die Torneutik, sehr weit gebracht, und besonders auch in Glasarbeiten ausgeübt haben, ist anderweitig bekannt **).

*) Vergl. Heyne's Samml. antiquar. Aufs. St. II, S. 145.

**) S. *Caylus* Récueil d'Antiquités, T. II. p. 356. f.

Nachtrag zum neun und zwanzigsten Briefe.

Der bereits vorhin erwähnte Graf von Veltheim, dieser für die Wissenschaften und seine Freunde zu früh verstorbene edle Mann, unterwarf den Begriff von der Toreutik der Alten einer neuen scharfsinnigen Prüfung *). Der Meinung des Herrn Heyne, daß darunter die Kunst, in Metall zu formen und zu gießen, gemeint sey, scheint ihm das frühere Daseyn dieser Kunst, lange vor dem Phidias, und der allgemeinere Gebrauch dieses und der damit verwandten Wörter, auch von Kunstwerken andern Stoffs, entgegen zu seyn. Er giebt indeß zu, daß das Wort Toreutik, dem ersten und eigentlichen Sprachgebrauche nach, nur von einer

*) In eben der, zuerst im J. 1793 einzeln gedruckten Schrift: Ueber Memmon's Bildsäule, Nero's Smaragd, die Toreutik, und die Kunst der Alten, in Stein und in Glas zu schneiden u. s. f. die hernach in der angeführten Sammlung neu bearbeitet erschien. S. daselbst. S. 152. ff.

Kunst zu verstehen sey, die auf Arbeiten in Metall, und zwar nur auf erhabne Arbeiten, angewandt wurde. In dem engern Sinne aber hält er sie für die Kunst, den Bildsäulen und Basreliefs, nach vollendetem Gusse, durch Meissel, Bohrer, Feilen, Schabeisen, Grabstichel, Punzen, Schleifsteine und mehr ähnliche Werkzeuge, den höchsten Grad einer meisterhaften Ausführung und Vollkommenheit zu geben. Diese Erklärung, glaubt er, werde auch durch die Etymologie des Worts τορεύειν unterstützt, man leite es nun von τόρος, abreiben, abschleifen, oder von τόρος, durchbohren ableiten. In der Folge habe man es auch auf Arbeiten andern Stoffs, aber immer mit dem Nebenbegriffe jener Nachhülfe und Vollendung, angewandt. Die Cälatur hält er nicht für gleichbedeutend mit der Toreutik, sondern mehr für einen Theil derselben, für eine ihr untergeordnete Kunst, und für das, was wir jetzt unter den beiden Benennungen von Graviren und Ciseliren verstehen. Und sonach hätte die Toreutik sich nur allein damit beschäftigt, solchen Massen, die schon im Ganzen verarbeitet und ausgebildet waren, durch verschiedene Hülfsarbeiten den höchsten Grad der Vollendung zu

geben; die Cälatur, im strengsten Sinne genommen, nur mit Massen oder doch solchen Theilen der Kunstwerke, die noch gar nicht ausgebildet waren, also ihre ganze Ausführung bloß durch Graviren, Ciseliren oder Ausschleifen erhielten. Beide Wörter jedoch seyn von den alten Schriftstellern oft in einerley Sinne gebraucht, weil beyde Operationen mit einander so nahe verwandt, oft so unzertrennlich sind, und so unvermerkt in einander übergehen, daß der nämliche Künstler gewöhnlich beyde verstehen und ausüben muß, und da, wo beyde zugleich angewandt werden, es ihm oft selbst unmöglich seyn möchte, eine feste, für Jedermann verständliche Gränzlinie anzugeben.

In einer empfehlenden Anzeige dieser Schrift in den göttingischen gelehrten Anzeigen, gesteht der G. J. R. Heyne, daß er sich durch die Sachkunde und den Scharfsinn des Grafen in mehrern Stücken dieser Untersuchung wankend gemacht sehe; nur könne er mit dem Sprachgebrauch dabey auf keinen festen Grund kommen.

XVII. a.

Zum zwey und dreyßigsten Briefe.

S. 223.

Immer wird die völlige Entscheidung der Frage: ob sich die alten Steinschneider des Diamantpulvers bey ihrer Arbeit bedient haben, sehr schwer, wo nicht ganz unmöglich, fallen. Denn es giebt bey den Schriftstellern über diese Materie kein ausdrückliches Zeugniß weder dafür noch dawider: und aus der Wirkung läßt sich hier nicht auf die Ursache zurückschließen, weil es mehrerley Ursachen dieser Wirkung geben konnte. In den beyden Stellen des Plinius, auf die sich Goguet beruft, liegt gewiß kein Beweis; die erstere versteht auch Marietre von den Diamantsplittern. Aber eben dieser Schriftsteller, der den Mechanismus des Steinschneidens so genau und umständlich beschreibt, erinnert doch auch, daß dies Pulver zu den verschiedenen Zwecken der Arbeit nicht immer

von gleicher Feinheit seyn darf. Er sagt*): Car aucun outil ne mord sur une pierre fine, qu'autant qu'il est bien abreuvé de la poudre de Diamant: c'est cette poudre qui fait tout le travail. Celle qui n'est que *grossierement écrasée*, est excellente pour les ébauches: elle mange, elle dévore, pour ainsi dire, tout ce qui se présente devant elle: mais s'agit-il de finir, faut-il opérer avec plus de précaution; on ne doit plus employer que de la poudre de Diamant trés fines; elle ne peut, pour cet usage, être pilée assez fin dans un mortier. Jene gröbere Art des Diamantstaubes/ jene tam parvae cruſtae, ut terni vix poſſint, könnten also vielleicht den Alten bekannt, und zu diesem Gebrauche angewendet worden seyn; nur scheint immer das: ferro includuntur beym Plinius, dieser Voraussetzung entgegen zu stehen.

Auch Mariette setzt gleich nach der eben angeführten Stelle hinzu: Au défaut de Diamant on pourroit se servir de Rubis ou d'autres pierres orientales, réduites en poudre; mais comme il s'en faut beaucoup que cette derniére poudre ait

*) Tr. des P. gr. T. I, p. 202.

la même activité que celle de Diamant, le beſoin ſeul la doit faire admettre. Und, in Anſehung des Schmirgels: L'Emeril, dont quelques Artiſtes ſe ſervent par économie, n'eſt bon tout au plus que dan les ébauches, & pour former de grandes maſſes; par-tout ailleurs il eſt d'un fort mauvais uſage; il fait trop de boue; le graveur ne voit point ce qu'il fait.

Auf einem kleinen Zettel hat ſich Leſſing noch folgende beyde Gründe angemerkt, die ihm zu beweiſen ſchienen, daß die Alten die Kraft des Diamantſtaubes nicht gekannt haben:

1. Weil Plinius nur von einer einzigen Art des Diamants, und nur von der, welche Diamant mehr heißt als iſt, ſagt, daß ſie mit einem andern Diamante durchbohrt werden könne; die andern könnten nur durch Bocksblut überwältigt werden *).

2. Weil er nicht allein von dieſen andern, ſondern auch von noch mehr Edelſteinen ſagt, daß ſie

*) Nehmlich von dem Siderites. L. XXXVII. c. 4.

sich durchaus nicht schneiden lassen; z. B. von den saittischen und ägyptischen Smaragden, quorum duritia tanta est, ut nequeat vulnerari *)

XVII. b.

Zum neun und dreyßigsten Briefe.

S. 273.

Die auf der 77sten Tafel im dritten Bande des *Museum Florentinum* abgebildete knieende Statue glaubt Gori deswegen für einen römischen Miles Veles nehmen zu dürfen, weil diese Art von Kriegern eine leichte Rüstung, einen Spieß, einen vom Gürtel herabgehenden Degen, und einen ausgehöhlten Schild am linken Arm trugen. Daß er auf dem linken Knie ruht, findet Gori selbst be-

*) Man vergleiche Herrn Hofrath Beckmann's Beyträge zur Geschichte der Erfindungen, III. 4. S. 341.

fremdend, und ſagt*): Cur vero ſiniſtro genu flexo eum ſculpſerit ſtatuarius: incompertum mihi eſt. Difficultate operis majorem ſpectatorum gratiam inire voluiſſe artificem arbitor, conjecturae facem praeferente Quinctiliano, qui haec de ſtatuariis & pictoribus notat**): *Expedit ſaepe mutare ex illo, conſtituto traditoque ordine aliqua; et interdum decet, ut in ſtatuis atque picturis videmus, variari habitus, vultus, ſtatus. Nam recti quidem corporis vel minima gratia eſt. Nempe enim adverſa ſit facies, et dimiſſa brachia, et juncti pedes, et a ſummis ad ima rigens opus: flexus ille, et, ut ſic dixerim, motus, dat actum quendam effictis.* Dieſe ſehr wahre Bemerkung Quinctilians iſt hier nun freylich ſehr unſchicklich angewendet. Der römiſche Kunſtrichter redet offenbar von der vortheilhaften Wirkung, welche die Abänderung und Mannigfaltigkeit der Stellungen und Geberdungen der Figuren in der Kunſt thun. Hier aber wäre dieſe Abweichung von dem, was Natur und Kunſt gemeinſchaftlich fordern, übel angewandt; und es muß denn wohl irgend ein anderer

*) Muſ. Florent. Vol. III. p. 77.

**) De Inſtit. Orat. I. II. c. 13.

derer Grund den Künstler zu der Wahl jener Stellung bestimmt haben. Herr Hofrath Heyne verweis't bey Gelegenheit dieser Statue auf eine Gemme in eben der großherzoglichen Sammlung, die mit jener viel Aehnliches hat *). Hier aber beugt der Krieger sein rechtes Knie zur Erde, und stemmt das linke empor.

Die Anmerkung, daß die Bekleidung und die Aussicht dieses Kriegers eher einen ausländischen Soldaten, als einen Römer, zu erkennen gebe, hat, wie Herr Heyne erinnert, auch Bianchi **) gemacht. Jener setzt hinzu, daß es zu verwundern wäre, wenn das Stück, so wie es ist, bey so hervorspringenden Theilen, sich hätte erhalten können; er fürchte also sehr, der gemeine Kopf, und der wunderliche Schild, (*scutum imbricatum*) sey das Werk einer neuern Hand. Und der hier abgebildete, in Falten gekrümmte Schild gehört nicht sowohl zu den δερματινοις θυρεοις, die Suidas den Karthaginensern beylegt, als zu denen, von welchen Dio Kassius redet, wenn er bey der rö-

*) T. II, tab. 67. n. 4. S. Heyne's antiquarische Aufsätze, St. II, S. 247.

**) Ragguaglio delle Antichità della Galleria Mediceo-Imperiale, p. 92, n. 105.

miſchen *teſtudo* die *clypeos* und *ſcuta* unterſcheidet, ob er gleich das Wort ἀσπίδες für beyde braucht, und denen Kriegern, welche jene führten, τοὺς ἀσπίσι ταῖς κοίλαις ταῖς σωληνοειδέσι χρωμένους, d. i. ſolche, die ſich hohler kanalförmiger Schilde bedienten, entgegen ſetzet *).

XVIII.

Zum vierzigſten Briefe.

S. 298.

Einigen Leſern iſt es vielleicht nicht unangenehm, wenn ich die Stelle des Paſchalius hier ganz herſetze, die von Leſſing am Schluß dieſes Briefes nur nachgewieſen wird:

Ac ſenſim natum eſt hoc artificium nectendi eorollas & coronas pulchriores & operoſiores, quod a Sicyoniis manaſſe Plinius eſt autor **):

*) S. *Lipſ.* de Milit. Rom. p. 103. 108.

**) L. XXI. c. 2.

Ni dicuntur accendiſſe odores & colores ex ingenio Pauſiae pictoris & Glycerae coronariae dilectae admodum illi. Nempe haec στεφανηπλόκος hunc pictorem ſedula provocabat ad varianda opera ſua; dum ipſa artifici pulcherrimos naturae foetus undique conquiſitos oſtentat. Artifex hinc acuit ingeninm, & artem intendit; dum certant res & ſimulacrum, exemplar & exemplum; dum is una cum coloribus ipſos prope dixerim odores arte comprehendit. De hac Glycera, deque hoc ipſo Pauſia pictore, qui eſſet amator ejus, haec tradit hic ipſe Plinius *): *Amavit in iuventa Glyceram, municipem ſuam, inventricem coronarum; certandoque imitatione ejus, ad numeroſiſſimam florum varietatem perduxit artem illam. Poſtremo pinxit illam ſedentem cum corona. Quae e nobiliſſimis ejus tabula appellata eſt Stephanoplocos, ab aliis Stephanopolis; quoniam Glycera venditando coronas ſuſtentaverat paupertatem.* Ergo hujus imitatione prodierunt aliae στεφανοπώλιδες, ſertorum, ſeu corollarum & coronarum venditrices, eaedemque opifices, qualem Horatius Europam nominat **):

*) L. XXXV. c. 11.

**) L. III. Od. 27 v. 29.

Nuper in pratis studiosa florum, et
Debitae nymphis opifex coronae
Nocte subluſtri nihil astra praeter
Vidit & undas.

Und in der Folge setzt er hinzu: Ad harum exemplum dicuntur fuisse *compositores gemmarum*, quales nominantur a Plinio. Nostri has mulieres coronarias dixerunt.

XIX.

Zum fünf und vierzigsten Briefe.

Th. II, S. 15.

Es scheint, daß Herr Hofrath Beckmann, der in seinen schätzbaren Beyträgen zur Geschichte der Erfindungen*) bey Gelegenheit der Spiegel, auch von dem Smaragd des Nero redet, sich an das, was Lessing hier darüber untersucht, nicht erinnert hat. Ich will die ganze Stelle hier

*) B. III, St. 4, S. 295.

mittheilen, ob sie gleich in der Voraussetzung, daß Nero kurzsichtig, und daß sein Smaragd ein Spiegel gewesen sey, ganz von den Lessingischen Behauptungen abweicht:

„Cary *) behauptet, Nero sey kurzsichtig, und sein Smaragd wie ein Hohlglas gebildet gewesen. Ersteres meldet Plinius ausdrücklich **); aber letzteres, wiewohl es auch Abat ***) nicht unwahrscheinlich findet, wird mir schwer zu glauben, weil zu viel Zwang dazu gehört, des Plinius Worte so zu deuten, die sich viel besser anders auslegen lassen. Da man bey den Alten von diesem herrli-

*) In den Saggi di Differtt. Academ. della Academ. di Cortona, T. VII, p. 19. steht von ihm eine Abh. Sopra gli ſpecchi degli Antichi, aus dem Französischen übersetzt.

**) In der auch von Lessing angeführten, aber vom Gegentheil erklärten, Stelle: Neroni, niſi cum conniveret, ad prope admota (oculi) hebetes. Dies Blinzen bey Gegenständen in der Nähe ist doch wohl nie Kurzsichtigen eigen.

***) Diesen Aufsatz des Abat findet man übersetzt im neuen Hamburg. Magazin Bd. I, S. 568.

chen Mittel für Kurzsichtige sonst keine Nachricht findet; so müßte man bey jener Erklärung annehmen, daß dieser Gebrauch des Hohlsmaragds zufällig bemerkt worden, und daß man deswegen keinen Versuch gemacht habe, anderes natürliches oder künstliches Glas zu gleichem Gebrauche eben so zu bilden, weil man in dem Wahn gestanden habe, diese Eigenschaft sey dem Smaragd allein eigen, dem damals allgemein eine besondre Stärkung der Augen zugeschrieben ward. Viel wahrscheinlicher ist mir die Auslegung des Italiäners, die auch Abat nicht ganz verwirft, daß nehmlich der Smaragd eine gerade polirte Fläche gehabt, und dem Nero wie ein Spiegel gedient hat *). So scheinen auch Isidor und Marbodäus den

*) *Academia di Cortona*, VII, p. 34: La sostanza è, che secondo il racconto di Plinio, lo specchio usato da Nerone non era nè concavo, nè occhialino, mà specchio grande e lontano dell' occhio, e posto obliquamente sul terrazino e finestra. — — Dunque lo smeraldo usato da Nerone era di corpe, o mole estesa, grande e piana, e collocavasi supino o sia inclinato, perchè vi si imprimessero e rifletessero le imagini, come negli altri specchi, e perciò non si è fondamento alcuno per crederlo occhialino. Almeno Plinio dice il contrario.

Plinius verstanden zu haben *). Hierwider läßt sich einwenden, daß ächte Smaragde zu klein sind, um Spiegel abgeben zu können. Aber die Alten reden von so großen und auch von so künstlichen Smaragden **), daß man gewiß annehmen darf, sie haben auch grünen Flußspat und grüne glasichte Lava, oder den so genannten grünen isländischen Achat, grünen Jaspis, auch gut grün gefärbtes Glas dahin gerechnet. Hat man doch das grüne Glas im Kloster Reichenau, welches einen Schuh lang, 7 Zoll breit, 3 Zoll dick ist, und 28½ Pfund wiegt ***), imgleichen das große

*) *Orig.* XVI, 7: Cujus corpus si extensum fuerit, ficut speculam, ita imagines reddit. Quippe Nero Caesar gladiatorum pugnas in smaragdo spectabat. (Dies *in* ist hier aber eingeschoben. Im Plinius steht bloß *spectabat smaragdo.*

**) Goguet, vom Ursp. der Gesetze ꝛc. B. II, S. 111. *Fabricii* B. Gr. Vol. I, p. 70.

***) Reyßler's Reisen, I. S. 17. Andreä Briefe aus der Schweiz, S. 47; und ebendaselbst Herrn von Beroldingen's Urtheil über diesen Smaragd.

Gefäß in Genua, das noch dazu voll Blasen ist *); bis auf unsere Zeit für Smaragd ausgeben mögen." —

Dies alles zugegeben, und sogar angenommen, daß hier vielleicht nicht der Edelstein, sondern die Marmorart, die *Smaragdites* heißt, gemeint sey; so läßt sich's doch nicht wohl denken, daß Nero lieber nur den Widerschein, als den Anblick der Fechterspiele selbst habe sehen wollen. Auch würde zu solch einem Spiegel eine eigene Vorhaltung oder Vorrichtung nöthig gewesen seyn, die Plinius schwerlich unerwähnt gelassen hätte. Sehr willkührlich nimmt der unten angeführte italiänische Gelehrte an, daß dieser vermeinte Spiegel schräge auf die Erde, oder in eine Fensteröffnung sey gestellt worden.

*) Keyßler, I. S. 441. Mercure de France. Août, 1757, p. 149.

XX.

Zum fünf und vierzigsten Briefe.

S. 24.

Mit dem, was hier über den Grad der Kenntniß der Vergrößerungsgläser bey den Alten, und über ihre Vorstellungen von der Wirkungsart derselben gesagt wird, stimmen folgende Bemerkungen des Dr. Priestley überein *):

„Den Alten war die vergrößernde Kraft durchsichtiger Körper von gewisser Figur nicht unbekannt, ob sie gleich sehr weit davon entfernt waren, daß sie die Ursache eingesehen hätten. Seneca führt an **), daß kleine und dunkle Buchsta-

*) Geschichte und gegenwärtiger Zustand der Optik, übersetzt und vermehrt vom Hrn. Prof. Klügel, B. I. S. 5.

**) *Natural. Quaest.* L. I. c. 6. Dixi modo, fieri specula, qua e multiplicent omne corpus, quod imitantur. Illud adjiciam, omnia per aquam videntibus longe esse majora. Literae quamvis minutae & obscurae, per vitream

ben durch eine gläserne, mit Wasser gefüllte Kugel größer und heller aussehen; auch, daß Aepfel die in einem solchen Gefäße schwimmen, weit schöner, als sonst, erscheinen."

„Sollte ich mich noch nicht hinlänglich gerechtfertigt haben, daß ich dem Leser so wenig von den optischen Kenntnissen der Alten vorlege, so zweifle ich nicht, daß ich es völlig thun werde, wenn ich ihm die Ursache erzähle, die Seneca von der vergrößernden Kraft seiner Glaskugel giebt. Sie ist diese: der Gesichtsstral gleitet in dem Wasser ab, und kann den Gegenstand nicht fest halten: acies noſtra in humido labitur, nec apprehendere, quod vult, fideliter poteſt."

Bald hernach setzt Prieſtley hinzu: „Die alten Steinschneider sollen sich gläserner, mit Wasser gefüllter, Kugeln bedient haben, um sich die Figuren zu vergrößern, und feiner arbeiten zu können. Natter erzählt dies in einem Buche, das er über diese Materie geschrieben hat."

Natter aber ist weit entfernt, dies zu erzählen; er vermuthet es nur. Denn auf welches

pilam majores clarioresque cernuntur. Poma formoſiora, quam ſint, videntur, ſi innatant vitro.

Zeugniß hätte er sich berufen können? In der Vorrede nehmlich sagt er: Comme cet art est trop difficile pour qu'il puisse rien sortir d'achevé de la main d'un jeune homme, & que lorsqu'on est parvenu à l'âge le plus propre pour y exceller, la vüe commence à s'affoiblir; *il y a beaucoup d'apparence* que les anciens Artistes ont eu recours comme nous à quelques lunettes ou microscope, pour suppléer à ce défaut & faciliter leur travail. Die Art, wie sie sich diese Erleichterung bewirkt haben, läßt Natter, wie man sieht, unbestimmt; und von gläsernen Kugeln mit Wasser gefüllt, ist bey ihm die Rede nicht. Wenigstens habe ich in seinem ganzen Buche keine hierher gehörige Stelle außer der eben angeführten, auffinden können. Eben so wenig erwähnt auch Mariette etwas von der Art, selbst da nicht, wo er alle Werkzeuge und Geräthe, und das ganze Verfahren des Steinschneiders umständlich beschreibt. Diesem dienen auch die Vergrößerungsgläser wohl mehr nur, um den Fortgang und Erfolg seiner Arbeit von Zeit zu Zeit zu prüfen, als sich während der Arbeit selbst die Gegenstände dadurch in die Augen fallender zu machen.

So viel ich weiß, giebt es aus dem Alterthum keine Dioptrik, außer die des Hero von Alexandrien, der ungefähr anderthalb Jahrhunderte vor C. G. lebte, und von dessen Katoptrik Heliodor von Larissa ein Fragment aufbehalten hat. Seine Dioptrik ist, nach Lambeck's Zeugnisse, handschriftlich in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien vorhanden, und besteht aus einigen dreyßig Blättern in Quart*). Vermuthlich dachte Lippert hieran, wenn er in der oben S. 19. ausgezogenen Stelle seiner Vorrede sagt: daß die Dioptrik bey den Alten im Gange gewesen sey, finde er nicht, oder doch nur eine kleine Muthmaßung. — Daß aber die Alten einige Wissenschaft unter dem Namen der Anaklastik gehabt hätten, davon finde auch ich nicht die mindeste Spur.

*) S. Heilbronneri Histor. Mathes. univers. p. 282.

Nachtrag zum fünf und vierzigsten Briefe.

Graf v. Veltheim hatte in seiner Schrift über die Reformen in der Mineralogie *) behauptet, daß Nero ein Myops, und der Smaragd, dessen er sich als Zuschauer der Fechterspiele bediente, ein hohlgeschliffener Aquamarin gewesen sey. Beydes hat er in der Abhandlung über Memmon's Bildsäule, u. s. f. **) weiter ausgeführt. Lessing's Meinung ***), daß Nero nicht Myops, sondern Presbyt gewesen sey, war dem Verf. unerklärbar, da sich aus den von ihm angeführten Zeugnissen das Gegentheil ergiebt; er versichert jedoch, L. habe ihm, als er seine Gegengründe ihm anführte, wirklich gestanden, er glaube hierin girrt zu haben. Von dem Sma-

*) Einzeln, Helmstädt, 1793. 8. und im zweiten Bande der angef. Sammlung, gleich zuerst.

**) S. die angef. Samml. Bd. 2, S. 119.

***) Werke, Th. 12, S. 17.

ragd, womit jener Kaiser bey den Fechterspielen seiner Kurzsichtigkeit zu Hülfe kam, wird aus optischen Gründen gezeigt, daß dabey weder an einen Spiegel zu denken, noch anzunehmen sey, daß der Smaragd linsenförmig geschliffen war. Auch aus den Worten des Plinius: nidem plerumque *concavi*, ut vilum colligant, ergebe sich, daß er hohl geschliffen gewesen sey. Die Gründe, woraus es wahrscheinlich wird, daß dieser Stein unser Aquamarin, oder ein etwas dunkel gefärbter Beryll gewesen, sehe man in der angeführten Schrift selbst nach.

XXI.

Zum sechs und vierzigsten Briefe.

S. 45.

Vor dem von Lessing nach dem Plinius bemerkten Betruge bey den vorgeblichen Cameen von mehrern über einander liegenden Schichten

warnt auch Mariette *). Les pierres gravées de relief, ſagt er, ſont celles qui offrent plus fréquemment des occaſions de faire de ces reſtaurations. Je l'ai déja dit, il eſt rare d'en trouver de bien entières; mais il ne l'eſt pas moins d'en rencontrer, qui rempliſſent toutes les conditions qu'exige un Camée parfait. Une de principales, c'eſt que les couleurs ſoient diſtinctes; que celle qui peint un objet, ne s'étende point ſur l'objet voiſin, & qu'il n'y ait dans cette diſtribution des couleur aucune confuſion. Il faut de plus s'aſſurer, ſi la couleurs qui ſert de fond, eſt véritablement celle de l'Agathe. Il ſe fait ſur cela bien de ſupercheries. J'ai vû des Camées dont le champ étoit peint artificiellement, & d'auſres qui étant conſidérablement amincis, n'avoient de couleur, que celle que la feuille, qui étoit appliquée deſſous, leur donnoit: & quiconque n'en eſt pas prévenu, peut ailément s'y laiſſer ſurprendre, d'autant plus que cette couleur artificielle eſt ordinairement miſe avec beaucoup d'art. D'autrefois les parties de relief du Camée ont été enlevées de deſſus leur fond, cernées exactement

*) *Traité des pierres gravées*, T. I. p. 98.

tout autour, & cellées ſur un nouveau fond d'Agathe; & c'eſt de cet façon qu'on été rétablis, même anciennement, quantité de Camées, qui étoient écornés, & qui par-là ont beaucoup perdu de leur prix. Il eſt aiſé de diſcerner les Camées ainſi reſtaurés, lors même qu'ils l'ont été avec le plus de ſoin. Car dans les Camées qui ſont purs & entiers, le fond eſt toujours un peu inégal & un peu ondé, il n'eſt pas poſſible de l'unir davantage à l'outil; dans les autres au contraire ce même fond eſt très liſſe, & extrêmement bien dreſſé, parce que l'Agathe ſur laquelle on a rapporté le relief, a paſſé auparavant ſur la roue du Lapidaire.

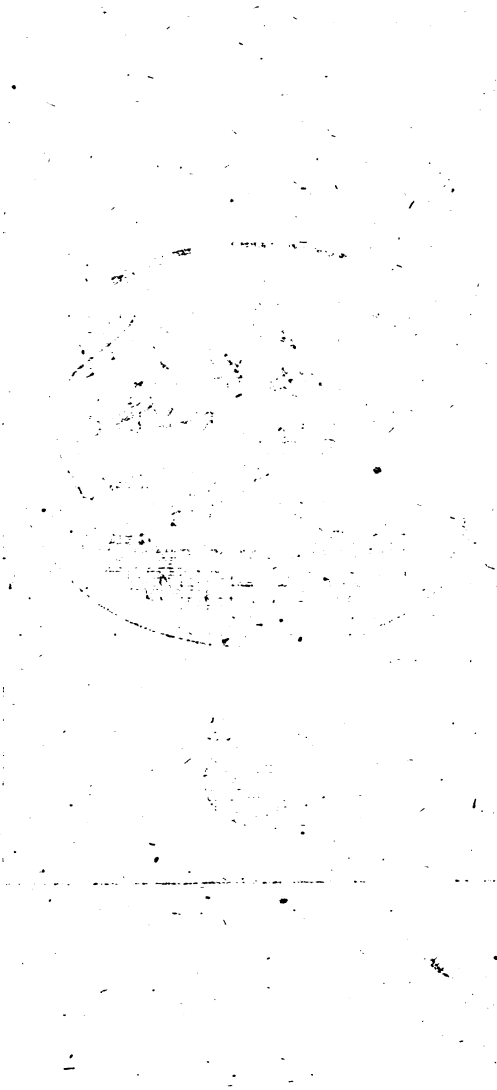
XXII.

Zum ſieben und vierzigſten Briefe.

S. 58.

Obgleich Mariette *) allen erhaben oder im Relief geſchnittenen Steinen den Namen der Cameen

*) P. 31.



Tab. III. XII. Th. S. 304.

J. C. Krüger Inst. Bibl. Jenaf. Rh. 1789.

meen giebt; so schränkt doch auch er bald hernach diese Benennung vorzüglich auf diejenigen Steine ein, welche mehrere Farbenschichten haben. Car les Camées, sagt er, se font avec des Agathes, & si le graveur sçait profiter des différentes nuances, ainsi que des couleurs accidentelles qui sont presque toujours repandues sur ces pierres fines, il peut en faire des applications heureuses, & faire paroître la sculpture embellie de couleurs qui sembloient réservées à la peinture. C'est ce qui a été pratiqué plus d'une fois par d'excellens graveurs.

Lessing's Herleitung der Wörter *Gemée* und *camayeux* aus der Zusammenziehung der beyden Wörter *gemma onychia* ist, fürcht' ich, mehr sinnreich, als wahr. Die Wörter *camaeus*, *camahutus* und *camahelus*, von dergleichen Steinen gebraucht, kommen, wie du Fresne und Adelung bemerken, und jener mit Beyspielen belegt, schon im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte vor.

Ohne hier noch mehrere, als die von Lessing angeführten, Vermuthungen Anderer, über die Herstammung dieses Wortes, herzusetzen, gedenke ich nur derjenigen, die Herr Leibmedikus Brück

manu *) hat, und die mir von allen die meiste Wahrscheinlichkeit für sich zu haben scheint. Ich gebe sie hier mit seinen eigenen Worten;

„Der Graf Caylus **) behauptet, daß auch die Alten bereits in verschiedene Arten von Schnecken und Muscheln ihre Cameen geschnitten haben. Es mag dieses nun seine Richtigkeit haben oder nicht, so hat es mich doch auf die Gedanken gebracht, ob nicht das Wort *cameo* oder *camée* von *chama*, welches eine bekannte Art Muscheln bedeutet, am richtigsten abzuleiten sey ***). Einige schreiben statt *cameo*, *chameo*; oder *chamaeo*; und es ist bekannt, daß man nicht selten die Muscheln, die die Alten und Neuern *chamas* nennen, erhaben geschnitten antrift. Dergleichen geschnittene Muscheln und Schnecken, am mehresten deren Ab-

*) Beyträge zu der Abhandlung von Edelsteinen, S. 153.

**) Récueil d'Antiquités, T. I, p. 26.

***) Die deutsche Benennung ist Gienmuschel. Man vergl. Schmiedlin's Catholiken, B. II. S. 46, wo camées durch Ringe aus Gienmuscheln, mit ausgeschnittenen oder eingegrabenen Figuren erklärt werden. E.

schnitte oder Stücke, gleichen wegen ihrer abwechselnden rothen, grauen, bläulichen, schwärzlichen, braunen und gelblichen Farben, den verschiedenen mit andern Steinen verbundenen Onyxarten oft so sehr, daß man dann und wann Mühe hat, solch' eine geschnittene Muschel- oder Schneckenschale, wenn sie als ein Ringstein, oder sonst, geschnitten und polirt ist, von einem ächten geschnittenen Onyx zu unterscheiden; so, daß man oft den besten Schiedsrichter, die Feile, zu Hülfe nehmen muß. Es ist bekannt, daß man dergleichen Muschel- und Schneckenarten jederzeit erhaben geschnitten antrifft; und es ist mir daher sehr wahrscheinlich, daß nachher auch die erhaben geschnittenen Onyxarten und andere Steine *chamaei*, *chamées* oder *camei* und *camées*, sind genannt worden. Die Franzosen pflegen fast jederzeit, wenn von diesen Muscheln die Rede ist, *camé* statt *chama* zu schreiben." u. s. f.

Eben diese, hier so einfach und anmaßungslos vorgetragene Vermuthung hat unlängst ein Ungenannter*) als ganz neu und unerhört, und mit ei-

*) Meusel's Museum für Künstler und für Kunstliebhaber, S. XIII und XIV.

nem bis zur Abgeschmacktheit gekünstelten und verschwendeten Wortaufwande, wieder vorgetragen. Ihn veranlaßte dazu die schon von Brydone gegebene, auch von Herrn Brückmann erwähnte Nachricht, die er in Houel's malerischer Reise nach Sicilien fand, daß zu Trapani in Sicilien dergleichen in der Nähe gefundene Muscheln vorzüglich geschickt, erhaben geschnittenen Steinen gleich, verarbeitet werden. Vielleicht also, daß man ähnlichen Arbeiten zu Steinen schon deswegen den Namen der Muscheln selbst gab, noch ehe man die Muscheln künstlich bearbeitete *); weil dazu schon die zwey abstechenden Farben dieser letztern Anlaß geben konnten. Und dies würde denn auch mit Lessing's Behauptung zusammenstimmen, daß nicht in der erhobenen Arbeit, sondern in der Verschiedenheit der Farbenschichten, der wesentliche Charakter der Cameen zu suchen sey.

Es käme nur noch darauf an, den ältesten Nachrichten von dieser Art Muscheln und dem ersten Gebrauch ihres Namens auf die Spur zu kommen, um zu sehen, ob dieser letztere früh genug

*) Ueber diese Arbeit vergl. *Mariette* Tr. d. p. g. T. I. p. 91. f. 189. Lorsqu'on veut rendre le travail des camées, on a recours à de peti-

da gewesen sey, um die analogische Benennung der ihnen ähnlichen Edelsteine zu veranlassen.

Nachtrag zum sieben und vierzigsten Briefe.

Ueber die Entstehung des Wortes **Cameo** stellte neulich Prof. **Fiorillo** eine neue Untersuchung an *). Wie sehr verschieden und verstümmelt dieses Wort in mehrern Sprachen geschrieben sey, sieht man aus den auch von ihm aus dem **du Fresne** und Andern gesammelten Beyspielen. Die Meinungen über die Ableitung desselben sind, wie bekannt, fast eben so mannigfaltig. Mit **Lessing's** Vermuthung, daß es, besonders in der Form von *Gemmahuja*, aus *gemma onyehia* entstanden seyn könne, stimmt Hrn **Fiorillo's** Meinung zum Theil überein; außer daß ihm das erste dieser beyden Wörter genügt. „Ich wage, sagt er, die Vermuthung, daß *cameus* aus dem

tes coquilles de mer appellées Porcelaines, ou à celles qui portent le nom de *Chames*: ces dernières sont du genre de Bivalves.

*) Kleine Schriften artistischen Inhalts, Bd. 2, S. 351.

Worte *gemma* entstanden sey. Die Buchstaben C, K und G, werden in dem Latein des Mittelalters oft verwechselt; und in einer Stelle beym Carpentier heißt der Camee sogar *Gamau*. Auch findet man *Jamme* für *gemma* in den Provenzalischen Dichtern. Diese Etymologie wird sich den Sprachforschern vielleicht mehr als die andern empfehlen, bey denen man zu den orientalischen Sprachen seine Zuflucht nehmen muß." — Aus zwei Stellen beym Vasari macht Hr. F. es wahrscheinlich, daß die Italiäner anfänglich die zweyfarbige Steinart, aber nicht die Arbeit, *Cameo* genannt haben, jene mochte vertieft oder erhöht bearbeitet seyn; und erst nachher sey der Name bloß den Steinen mit erhobener Arbeit ausschließlich gegeben worden.

XXIII.

Zum acht und vierzigsten Briefe.

S. 73.

Ueber den Sardonyx vergleiche man die Bemerkungen des Herrn Leibmedikus Brückmann *),

*) Abh. von Edelsteinen, S. 214. Beytrag. S. 18. 152.

um zu sehen, wie abweichend die Angaben seiner Charaktere nicht nur der Neuern von den Alten, sondern auch jener von einander sind. Desto verzeihlicher war es, wenn Winkelmann diese Benennung brauchte, ohne dabey die Beschreibung des Plinius in Gedanken zu haben, die auf den jetzigen Sprachgebrauch ohnehin nicht ganz zutrifft. Das Braune und Bräunliche des Steins veranlaßte ihn vielleicht zur Wahl dieser Benennung. Auch Mariette *) sagt: Si c'eſt le rouge qui fait le fond de l'Agathe-Onyx, c'eſt alors une Cornaline-Onyx; & c'eſt une *Sardoine-Onyx*, lorsque le champ en eſt jaunâtre, ou encore plutôt fauve. Dieſen Unterſchied übrigens mißbilligt Herr Brückmann, weil die Alten das Wort Carneol nicht brauchten, und ihr Sarder mit demſelben einerley war. Mariette hatte hier aber wohl nur den neuern Sprachgebrauch im Sinne.

*) p. 184.

manu *) hat, und die mir von allen die meiste Wahrscheinlichkeit für sich zu haben scheint. Ich gebe sie hier mit seinen eigenen Worten;

„Der Graf Caylus **) behauptet, daß auch die Alten bereits in verschiedene Arten von Schnecken und Muscheln ihre Cameen geschnitten haben. Es mag dieses nun seine Richtigkeit haben oder nicht, so hat es mich doch auf die Gedanken gebracht, ob nicht das Wort *cameo* oder *camée* von *chama*, welches eine bekannte Art Muscheln bedeutet, am richtigsten abzuleiten sey ***). Einige schreiben statt *cameo*, *chameo*; oder *chamaeo*; und es ist bekannt, daß man nicht selten die Muscheln, die die Alten und Neuern *chamas* nennen, erhaben geschnitten antrift. Dergleichen geschnittene Muscheln und Schnecken, am mehresten deren Ab-

*) Beyträge zu der Abhandlung von Edelsteinen, S. 153.

**) Récueil d'Antiquités, T. I, p. 26.

***) Die deutsche Benennung ist Gienmuschel. Man vergl. Schmiedlin's Catholikon, B. II. S. 46, wo camées durch Ringe aus Gienmuscheln, mit ausgeschnittenen oder eingegrabenen Figuren erklärt werden. E.

schnitte oder Stücke, gleichen wegen ihrer abwechselnden rothen, grauen, bläulichen, schwärzlichen, braunen und gelblichen Farben, den verschiedenen mit andern Steinen verbundenen Onyxarten oft so sehr, daß man dann und wann Mühe hat, solch' eine geschnittene Muschel- oder Schneckenschale, wenn sie als ein Ringstein, oder sonst, geschnitten und polirt ist, von einem ächten geschnittenen Onyx zu unterscheiden; so, daß man oft den besten Schiedsrichter, die Feile, zu Hülfe nehmen muß. Es ist bekannt, daß man dergleichen Muschel- und Schneckenarten jederzeit erhaben geschnitten antrifft; und es ist mir daher sehr wahrscheinlich, daß nachher auch die erhaben geschnittenen Onyxarten und andere Steine *chamaei*, *chamées* oder *camei* und *camées*, sind genannt worden. Die Franzosen pflegen fast jederzeit, wenn von diesen Muscheln die Rede ist, *camé* statt *chama* zu schreiben." u. s. f.

Eben diese, hier so einfach und anmaßungslos vorgetragene Vermuthung hat unlängst ein Ungenannter *) als ganz neu und unerhört, und mit ei-

*) Meusel's Museum für Künstler und für Kunstliebhaber, S. XIII und XIV.

nem bis zur Abgeschmacktheit gekünstelten und verschwendeten Wortaufwande, wieder vorgetragen. Ihn veranlaßte dazu die schon von Brydone gegebene, auch von Herrn Brückmann erwähnte Nachricht, die er in Houel's malerischer Reise nach Sicilien fand, daß zu Trapani in Sicilien dergleichen in der Nähe gefundene Muscheln vorzüglich geschickt, erhaben geschnittenen Steinen gleich, verarbeitet werden. Vielleicht also, daß man ähnlichen Arbeiten zu Steinen schon deswegen den Namen der Muscheln selbst gab, noch ehe man die Muscheln künstlich bearbeitete *); weil dazu schon die zwey abstechenden Farben dieser letztern Anlaß geben konnten. Und dies würde denn auch mit Lessing's Behauptung zusammenstimmen, daß nicht in der erhobenen Arbeit, sondern in der Verschiedenheit der Farbenschichten, der wesentliche Charakter der Cameen zu suchen sey.

Es käme nur noch darauf an, den ältesten Nachrichten von dieser Art Muscheln und dem ersten Gebrauch ihres Namens auf die Spur zu kommen, um zu sehen, ob dieser letztere früh genug

*) Ueber diese Arbeit vergl. *Mariette* Tr. d. p. g. T. I. p. 91. l. 189. Lorsqu'on veut rendre le travail des camées, on a recours à de peti-

da gewesen sey, um die analogische Benennung der ihnen ähnlichen Edelsteine zu veranlassen.

Nachtrag zum sieben und vierzigsten Briefe.

Ueber die Entstehung des Wortes **Cameo** stellte neulich Prof. **Fiorillo** eine neue Untersuchung an *). Wie sehr verschieden und verstümmelt dieses Wort in mehrern Sprachen geschrieben sey, sieht man aus den auch von ihm aus dem du **Fresne** und Andern gesammelten Beyspielen. Die Meinungen über die Ableitung desselben sind, wie bekannt, fast eben so mannigfaltig. Mit **Lessing's** Vermuthung, daß es, besonders in der Form von *Gemmahuja*, aus *gemma onychia* entstanden seyn könne, stimmt Hrn **Fiorillo's** Meinung zum Theil überein; außer daß ihm das erste dieser beyden Wörter genügt. „Ich wage, sagt er, die Vermuthung, daß *cameus* aus dem

tes coquilles de mer appellées Porcelaines, ou à celles qui portent le nom de *Chames*: ces dernières sont du genre de Bivalves.

*) Kleine Schriften artistischen Inhalts, Bd. 2, S. 351.

Worte *gemma* entstanden sey. Die Buchstaben C, K und G, werden in dem Latein des Mittelalters oft verwechselt; und in einer Stelle beym Carpentier heißt der Camee sogar *Gamau*. Auch findet man *Jamme* für *gemma* in den Provenzalischen Dichtern. Diese Etymologie wird sich den Sprachforschern vielleicht mehr als die andern empfehlen, bey denen man zu den orientalischen Sprachen seine Zuflucht nehmen muß." — Aus zwei Stellen beym Vasari macht Hr. F. es wahrscheinlich, daß die Italiäner anfänglich die zweyfarbige Steinart, aber nicht die Arbeit, *Cameo* genannt haben, jene mochte vertieft oder erhöht bearbeitet seyn; und erst nachher sey der Name bloß den Steinen mit erhobener Arbeit ausschließlich gegeben worden.

XXIII.

Zum acht und vierzigsten Briefe.

S. 73.

Ueber den Sardonyx vergleiche man die Bemerkungen des Herrn Leibmedikus Brückmann *),

*) Abh. von Edelsteinen, S. 214. Beytrag. S. 13. 152.

um zu sehen, wie abweichend die Angaben seiner Charaktere nicht nur der Neuern von den Alten, sondern auch jener von einander sind. Desto verzeihlicher war es, wenn Winkelmann diese Benennung brauchte, ohne dabey die Beschreibung des Plinius in Gedanken zu haben, die auf den jetzigen Sprachgebrauch ohnehin nicht ganz zutrifft. Das Braune und Bräunliche des Steins veranlaßte ihn vielleicht zur Wahl dieser Benennung. Auch Marietre *) sagt: Si c'est le rouge qui fait le fond de l'Agathe-Onyx, c'est alors une Cornaline-Onyx; & c'est une *Sardoine-Onyx*, lorsque le champ en est jaunâtre, ou encore plutôt fauve. Diesen Unterschied übrigens mißbilligt Herr Brückmann, weil die Alten das Wort Carneol nicht brauchten, und ihr Sarder mit demselben einerley war. Marietre hatte hier aber wohl nur den neuern Sprachgebrauch im Sinne.

*) p. 184.

XXIV.

Zum acht und vierzigsten Briefe.

S. 78.

Von dem Mohackſteine, ſ. Brückmanns Abh. S. 193, und Beytr. S. 142. — Gori war noch eher zu entſchuldigen, als Klotz, wenn er im Lateiniſchen *moco* als die Benennung dieſes Steins ſetzte, da ihn die Italiäner *moccho* nennen. Auch redete er von dem orientaliſchen Dendrachat, der dieſen beſondern Namen führt, und drückte ſich alſo beſtimmter aus, als wenn er den Namen der Gattung gewählt hätte.

XXV.

Zum neun und vierzigſten Briefe.

S. 80.

Umſtändlicher ſehe man hierüber Leſſings Kollektaneen, Th. I, S. 405 und 486.

XXVI.

Zum neun und vierzigsten Briefe.

S. 87.

Wenn es mit der von du Fresne *) angeführten, aber nicht näher nachgewiesenen Stelle im Albertus Magnus seine Richtigkeit hat; so kann weder in dieser, die Stella schwerlich im Sinne hatte, *opalus* für *orphanus* gelesen werden, noch auch in der andern, von ihm gemeinten, die Vermuthung der unrichtigen Lesart gegründet seyn. Der Artikel beym du Fresne ist folgender: *ORPHANUS, Lapis pretiosus*, inquit Albertus Magnus, *qui in corona Imperatoris, non unquam alibi, visus est, propter quod* Orphanus *vocatur. Est autem in colore quasi vinosus, subtilem habens vinositatem, et hic est sicut ad candidum nimis micans penetraret in rubeum clarum vinosum, et sit*

*) *Glossar. ad Script. med. et inf. Latin.* v. *Orphanus.*

superatus ab ipso, & traditur quod aliquando in nocte fulsit: sed nunc tempore nostro non micat in tenebris. Meminit Nicephorus Bryennius lib. I, cap. 17. πολυθρυλλήτου μαργάρου, ὃν Ὀρφανὸν κατωνόμαζον, *Margariti illius decantati,* quod in clade Romani Diogenis in Turcorum potestatem venit: cujus pretium 90 millium aureorum fuisse ait El-Macinus in Historia Saracenica. — Sonach schiene *orphanus* eben das bedeutet zu haben, was die Franzosen bey den Brillanten einen *Solitaire* nennen; und hiervon ist denn wohl unstreitig das deutsche Wort Wayse oder Wehse eine Uebersezzung. Dies Wort scheint übrigens sehr selten vorzukommen, da er Schilter, Wachter, Haltaus und Scherz in ihren Glossarien gar nicht haben. Auch Herr Adelung hat diese Bedeutung desselben in seinem Wörterbuche ganz unberührt gelassen; und Frisch setzt es als ein eigenes Wort für sich. Ich erinnere nur noch, daß van Boot anmerkt *): man habe im Deutschen nicht jeden Oval, sondern eigentlich nur den, welchen die Italiäner *girasole* heißen, Wehse genannt; und die-

*) S. 192 der lateinischen Ausg. von 1636, und S. 243 der französischen von 1644.

sen nimmt er mit *asteria* oder *astroites* für den nehmlichen Stein.

Nachtrag zum neun und vierzigsten Briefe.

Wenn man auch folgende Vermuthung Hrn. Brückmann's über den Grund, warum der Opal auch *orphanus* benannt seyn soll, mehr sinnreich als wahrscheinlich finden sollte; so verdient sie hier doch wohl eine Stelle. „Sollte nicht, fragt er *), *orphanos* in den damaligen barbarischen Zeiten aus dem Italiänischen oro, oder dem Französischen *or* (Gold) und dem Griechischen φανὸς, durchscheinend, zusammengesetzt, und der schönste Opal, welcher einen Goldschein giebt, oder mit goldfarbigen Flämmchen spielt, darunter verstanden seyn? Hätte dieß seine Richtigkeit so würden die Uebersetzungen des Worts *orpha-*

*) Ueber den Sardek, u. s. f. S. 93.

nos in Waise, Weese, u. s. f. und mehr andre Erklärungen wegfallen.“

1.

In den aus Lessing's Papieren mitgetheilten kurzen Entwürfen der Fortsetzung dieser antiquarischen Briefe ließen sich der Zusätze eine Menge liefern. Aber ich würde hier theils dasjenige wiederholen müssen, was sich Lessing selbst schon in seinen Kollektaneen dazu gesammelt hatte, worauf er so oft in jenen Entwürfen verweiset, und die ich dabey oben schon, nach der gedruckten Ausgabe, nachgewiesen habe; theils halte ich es für besser, die Streitigkeiten, worauf sich diese Briefe beziehen sollten, jetzt nicht wieder zu erneuern, da sie zum Theil vergessen, und durch die Stimme des Publicums längst zu Lessing's Vortheil entschieden sind. Also nur noch ein Paar kurze Erinnerungen.

Im vier und siebzigsten, und den beyden folgenden Briefen war Lessing Willens, sich mit

dem Verfasser der litterarischen Briefe, einem zweyten Verfechter von Klotz, einzulassen. Von diesen Briefen sind zu Altenburg 1769 bis 1774 drey Pakete erschienen, die sehr vermischten Inhalts sind, und jetzt wohl größtentheils in Makulatur-Packete verpackt seyn mögen. Ich lasse es dahin gestellt seyn, ob der nachmalige, jetzt verstorbene Etats-Rath Herr von Schirach — damals noch Herr Schirach *tout court* — ihr Verfasser gewesen sey, oder nicht. In Meusel's gelehrtem Deutschlande werden sie ihm wenigstens beygelegt. Die vier letzten Briefe des ersten Pakets betreffen den Streit zwischen Lessing und Klotz; und es ist freylich sonderbar genug, daß dieser Briefsteller denselben auf drey Hauptpunkte zurückführt: auf die Homerische Nachahmung bey den alten Künstlern — auf die Bildung der Furien — und auf die Frage von der Perspektiv der Alten. Es war mein Vorsatz, mich wider die in diesen Briefen gemachten neuen Vorwürfe in neue Erörterungen und Rechtfertigungen der Lessingischen Behauptungen einzulassen. Aber indem ich sie in dieser Absicht wieder durchlese, finde ich alles, des siegreichen und höhnischen Tons ungeachtet,

so oberflächlich und so leicht widerlegbar, daß ich es für reinen Zeitverlust halten würde, mich dieser Mühe zu unterziehen.

2.

In den neun und sechzigsten Briefe wollte Lessing von seinen zwey noch nicht bekannten Steinen, mit EP und ANTHPOΣ bezeichnet, reden.

Die beyden erstern griechischen Buchstaben stehen auf der Figur eines Stiers, in einen Chalcedon oder weißen Karneol geschnitten, die auch auf der zweyten Kupfertafel zu S. 304. des eilften Bandes dieser Sammlung abgebildet ist. Was Lessing darüber sagen wollte, hatte er sich, der Hauptsache nach, in seinen Kollektaneen angemerkt, die man darüber nachsehen kann *) Der Meinung, daß die Buchstaben römisch sind, und der Stein nach einer Münze von Epirus geschnitten sey, ist auch der Recen-

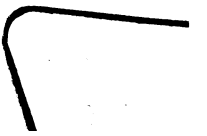
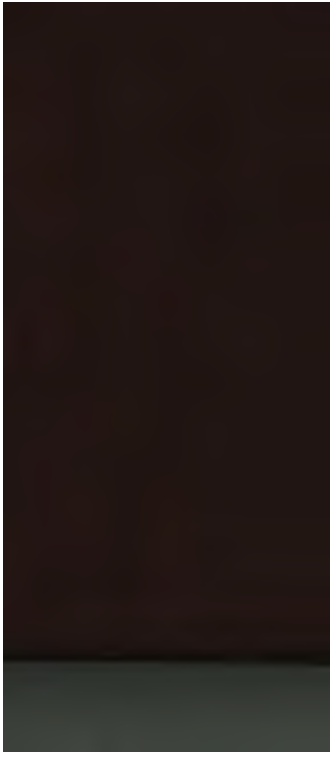
*) B. I, S. 278.

sent der Kollektaneen in den Göttingischen Anzeigen *).

Eben daselbst **) nahm sich Lessing vor, einen unbekannten Stein, mit der Inschrift Anteros, im dritten Theile der antiquarischen Briefe bekannt zu machen, und setzte einige Zweifel über die Deutung der auf diesem Steine befindlichen Figuren hinzu. Ich konnte damals nichts weiter darüber sagen, weil mir der Stein fremd war, den auch Lessing als noch unbekannt angab. Bald aber nach dem Abdrucke der Kollektaneen überraschte mich mein verehrungswürdiger Freund, Herr Leibmedikus Brückmann, mit der Vorzeigung der, in einen Ring gefaßten, Gemme selbst, die nach Lessing's Tode in seine Sammlung gekommen war. Und nicht lange hernach übersandte mir Herr Nicolai, da er mir den Antrag zu dieser neuen Aus-

*) Vom Jahr 1791, St. 74. — In Herrn Raspe's sogleich anzuführendem Verzeichnisse steht dieser Stein unter der Klasse der Dionysischen Stiere, N. 1303.

**) A discriptive Catalogue of a general Collection of ancient and modern engraved Gems, etc. Lond. 1791, 2 Voll. 4. p. 94.



JAN